

C.6-1 Elemente der Denkens und der Methodologie

Standort

6. Kurse von 1990 bis 1993

6.1. Elemente der Philosophie des Denkens und der Methodologie, 1990-1991, (EDM1-EDM71, 97 S.)

- 6.2. Elemente der Harmonologie 1990-1991, (EH72-EH201, 157 S.)
- 6.3. Elemente der Logik, 1990-1991 (EL202-EL321, 351 S.)
- 6.4. Elemente der Methodik, 1990-1991 (EM322-EM363, 334 S.)
- 6.5. Elemente des Platonismus, 1991-1992 (EP1-EP117, 147 S.)
- 6.6. Elemente der platonischen Psychologie, 91-92, (EP1-EPS114, 150 S.)
- 6.7. Elemente der Rhetorik, 1991-1992 (ER1-ER300, 356 S.)
- 6.8. Solowjow Kosmologie, 1991-1992 (SK1-SK65, 78 S.)
- 6.9. Apokalyptische Theologie, 1992-1993 (AT1-AT71)
- 6.10. Die Heilung eines blind geborenen Mannes, 1992-1993 (GB1-GB85, 104 S.)
- 6.11. Elemente des Denkens, 1992-1993 (Logik) (ED1-ED79)
- 6.12. Elemente der Rhetorik, 1992-1993 (R1-R61, 70)
- 6.13. Elemente der Kulturphilosophie, 1992-1993 (CF1-CF84, 92 S.)

Bemerkung: Dieser Kurs wurde mit größerem Zeilenabstand als der Text des Originalkurses formatiert. Daher entsprechen die Verweise in der älteren Version nicht der aktuellen Seitenzählung von Word. Aus diesem Grund wird die ursprüngliche Seitenzählung jeweils mit den Buchstaben „EDM“ angezeigt. Diese stehen für „*Elemente der Denkens und der Methodologie*“ und leiten sich von der alten Seitenzahl ab.

Einführung:

Dieser Kurs befasst sich mit der Realität, mit der Erörterung alles Existierenden in all seinen Formen. Das altgriechische „to ontos“ bedeutet „sein“, „existieren“. Viele Erkenntnisse dazu haben wir von der altgriechischen Kultur geerbt. Daher sprechen wir von „Ontologie“, der Lehre vom Sein. Die Existenz des Seins ist auch die Prämisse dieses Kurses. Doch für uns Menschen bleibt die Realität besonders komplex. Wir beschränken uns zwangsläufig auf Beispiele. Dies geschieht durch Generalisierung und Verallgemeinerung. Indem wir generalisieren – den Versuch unternehmen, die Gesamtheit des Existierenden zu erfassen – und verallgemeinern – uns ein Bild des Ganzen machen – können wir uns eine Vorstellung von der Realität bilden. Wir gelangen zu grundlegenden Begriffen und Urteilen. Wir ordnen die Realität, sowohl um uns herum als auch in uns selbst. Dies führt uns zur

Harmonologie, einer Ordnungstheorie, und zur Logik. Dabei gelangen wir zu Begriffen, die wir bei der Urteilsbildung verwenden. Wir versuchen dann, diese Urteile sinnvoll und logisch miteinander zu verknüpfen, um gültige Urteile zu fällen.

Hier sind die vier Hauptteile dieses Kurses:

6-1: Elemente der Denktheorie und Methodologie (Beispiel 1 bis 10, S. EDM1) zu EDM 71)),

6-2: Harmologie (Beispiele 11 bis 25, S. HAR72 bis HAR201),

6-3: Logik (Beispiele 26 bis 41, S. LOG202 bis LOG321) und

6-4: angewandte Logik oder Methodik (Beispiele 41 bis 46, S. MET322 bis 363).

Die Seitenzahlen in den vier Teilen folgen einfach aufeinander.

C.6-1 Elemente der Denktheorie und Methodik

Inhalt: *Klicken Sie auf den Abschnitt, den Sie lesen möchten.*

Der Titel	2
1. Ontologie. (08/11)	12
2. – Die ontologische Methode. (12/15)	18
3. – Phänomenal, rational, transempirisch/transrational (16/19).	23
4. – Tropologie: Metapher, Metonymie, Synekdoche. (20/27)	28
5. – Ontologische Begriffe sind transzendente Begriffe. (28/35)	40
6. – Exkurs: Kategorien (Gemeinplätze). (36/42)	51
7. – Die alethischen („physischen“) Modalitäten. (43/49).	61
9. – Als unantastbar („heilig“) zu gelten. (58/64)	82
10. Ontologische Urteile sind transzendente Urteile. (65/71)	92

EDM1

Der Titel

Der Begriff „Element(e)“ stammt vom altgriechischen „stoicheion“, „stoicheia“ (lat. „elementum/elementa“) – wörtlich: „erklärende Bestandteile“ von etwas (dem Thema). Im altgriechischen Sinne ist ein „Element“ alles, was als Ganzes oder als Teil etwas verständlich („sinnvoll“, „erklärbar“) macht.

Anwendungsmodelle (Beispiele)

(i) Der antike Grieche *Euklid von Alexandria* (lat.: Euclid of Alexandria; -323/-283) gab seinem berühmten geometrischen Werk den Titel „*Stoicheia gèometrias*“ (Elemente der Geometrie).

(ii) *Der heilige Paulus* (5/67), der „Apostel der Heiden“, spricht in seinem *Brief an die Galater und Kolosser* von „den Elementen der Welt“ – womit er „alles versteht, was als Ganzes oder als Teil die Welt, wie wir sie erfahren, verständlich macht“.

Er denkt dabei offenbar im Kontext antiker – oder spätantiker – Theosophien (jener Philosophien, die eine transrationale (übernatürliche) Sphäre postulieren) vor allem an eine Reihe von „Geistern“ (höheren Wesenheiten), die den Lauf unserer Welt, wie sie ist, mitbestimmen.

(iii) Nahe bei uns: *Bourbaki, Eléments de mathématiques*, Paris, Hermann, 1939+. „Bourbaki“ ist eine Gruppe junger französischer Mathematiker, die, inspiriert von Georg Cantors Theorie der optimalen Sammlungen (1880), zur Begründung der „neuen Mathematik“ beitrugen.

Propädeutik

Im engeren Sinne verstanden die alten Griechen unter „Elementen“ die grundlegenden Daten (elementare Erkenntnisse), die etwas – z. B. Geometrie, Logik oder Theorie des Denkens – verständlich machen.

Dieser Kurs ist „propedeutisch“. „Propaideia“ oder „Propaideuma“ bedeutet daher „einführende oder elementare Unterweisung“. Zum Beispiel in *Politeia* 536d (einer der vielen Dialoge *Platons* von Athen (-427/-347; Gründer der Akadèmeia (lat.: „academia“, Akademie))).

Ein propädeutischer Ansatz eignet sich für ein Publikum, das praktisch noch nie etwas Ernsthaftes über Logik (Philosophie) gehört hat.

Die philosophische Logik (Theorie des Denkens und der Methode) kann heute auf mehr als eine Weise verständlich gemacht werden.

1 – Dieser Kurs vermittelt in erster Linie Informationen, Details und Einblicke in Daten. Nicht im Sinne eines Dilettanten (der oberflächliche, amateurhafte Dilettant glaubt, von allem etwas zu wissen) – noch im Sinne eines Spezialisten (der Spezialist soll im Gegensatz zum Generalisten „alles über ein bestimmtes Gebiet wissen“) – sondern vielmehr im Sinne einer Allgemeinbildung – ganz nach dem sogenannten „Harvard-Prinzip“ der Harvard-Universität: Spezialisten – z. B. im Bereich Pädagogik – sollen sich dort um ihre Allgemeinbildung kümmern, damit sie nicht in das verfallen, was MacLuhan als „spezialisierte Idiotie“ (einseitiges Spezialwissen) bezeichnete.

2. Dieser Kurs vermittelt darüber hinaus eine Methode, d. h. einen begründeten Ansatz oder eine Vorgehensweise in einem kulturellen Bereich. Nicht Mode (d. h. eine Welle des Interesses, die kommt und geht, selbst in einigen philosophischen Kreisen) – noch „Ideologie“ (d. h. ein überzeugtes, aber unrealistisches Gedankenkonstrukt).

Anmerkung: Um dem später Dargelegten vorwegzunehmen, sei bereits Folgendes zur Methode gesagt: A. N. Whitehead (1861–1947; zusammen mit B. Russell einer der Begründer der formalisierten Logik) sagte einmal, dass „die gesamte westliche Philosophie nichts anderes als eine Reihe von Fußnoten zu Platon“ sei. Dies überrascht nicht, wenn man mit Platons Denkweise vertraut ist: Platons Methode ist schließlich die hypothetische Methode.

(i) Entweder Platon, zusammen mit Sokrates von Athen (lat.: Sokrates; 369/-399 v. Chr.; Platons Lehrer), begegnet Präsuppositionen (griechisch: 'hupotheseis', Präsuppositionen, Prinzipien) und unterzieht sie einer Prüfung (z. B. die 'Hypothesen' seiner berühmtesten Gegner, der Protosophisten (-450/-350 v. Chr.));

(ii) Oder er wandert beispielsweise mit seinem Lehrer durch Athen, sammelt Eindrücke aus der Realität und stellt, um diese verständlich zu machen („zu erklären“), Hypothesen (Postulate, Axiome) auf, die dann selbst überprüft werden können.

Der Kurs.

Wir gehen so vor, wie es schon die alten Mathematiker bei der Lösung von Problemen taten.

Gegeben. -- Tatsächliches Denken (logisches Schlussfolgern) und die bestehenden Theorien dazu (Logik).

Frage: Was sind die „Elemente“ (Ganzheiten oder Teile), die das tatsächliche Denken der Menschen (einschließlich unseres eigenen) und metalinguistische Theorien (Metasprache ist Sprache über Sprache – z. B. die Sprache der Logiker) verständlich machen? Der gesamte Kurs weist diese zweifache Struktur auf: das Gegebene und das Hinterfragte, das Gesuchte.

EDM3

Philosophische Logik.

Diese Denk- und Methodentheorie ist Teil der Philosophie.

Linguistische Bemerkung.

Linguisten behaupten, das niederländische Wort „wijs“ habe ursprünglich „wissend, erleuchtet, informiert“ bedeutet. Ist ein „weiser Mann“ also jemand, der Bescheid weiß, auf dem Laufenden ist und Einsicht (in Bezug auf das Leben und den Kosmos) besitzt? Das Verb „onderwijzen“ (lehren) sollte in diesem Sinne verstanden werden.

Religionshistorische Bemerkung.

Laut einigen Religionswissenschaftlern ist unser niederländisches Wort „wijs“ semantisch verwandt (analog) beispielsweise mit dem angelsächsischen „witch“ (Zauberin), dem russischen „viětsjtii“ (Mann, männlicher Zauberer) und „viědma“ (Frau, weibliche Hexe). – Tatsächlich galten in archaischen Zivilisationen Magier als Wissende. – Auch das Sanskrit-Wort „Veda“ (die Bezeichnung für heilige Schriften in Indien) soll semantisch verwandt sein. „Veda“ bedeutet „Wissen“.

Anmerkung: Was ich bei Postmodernisten (insbesondere der New-Age-Bewegung) gelesen habe: C. Castaneda, **De lessen van don Juan**, Amsterdam, 1972, das von einem Amerikaner handelt, der bei einem indigenen Magier in die Lehre ging, bezeugt nach wie vor diese

religionsgeschichtliche Tatsache: Don Juan ist derjenige, der das Wissen besitzt und es sofort vermittelt (als weiser Mann lehrt er). In archaischer (primitiver) Kultur weiß der Magier (männlich oder weiblich) schließlich weit mehr als der gewöhnliche Primitive, sowohl durch seine Begabung (paranormale Begabung) als auch durch die Ausbildung bei einem Vorgänger.

'Philosophie' (Philosophie)

Puthagoras von Samos (lat.: Puthagoras; -580/-500 v. Chr.; der Begründer der altpythagoreischen Schule (Paläopythagoreismus)) soll den Begriff „filo.sophia“ (Interesse an Weisheit) eingeführt haben. Die griechischen Begriffe „sophos“ (bzw. „sophia“, Weisheit), was „weise“ bedeutet, und „philos“, was so viel wie „befreundet mit“ oder „begierig nach“ bedeutet, wurden von den Paläopythagoreern zu einem einzigen Wort verschmolzen.

(i) Nach E. Dodds, einem englischen Experten für die Antike, hätte Pythagoras die Merkmale eines sibirischen Schamanen („We-Man“) aufgewiesen.

(ii) Die paläopythagoreische Schule war jedenfalls davon überzeugt, dass unser „Wissen“ sehr begrenzt sei – dass daher auch die Philosophie, ein fortgeschrittenes „Wissen“, „sehr begrenzt“ sei.

EDM4

Der Mensch auf dieser Erde besitzt lediglich Bruchstücke der Gesamtheit der Wirklichkeit – nicht die Gesamtheit selbst. Dies ist der induktive Aspekt. Diese Bruchstücke werden durch Hypothesen (Annahmen) erklärt und verständlich gemacht, die selbst fehleranfällig sind. Dies ist der paläophythagoreische Fallibilismus (Glaube an die Fehlbarkeit).

Nun ist es so, dass in einer archaisch-primitiven Kultur die öffentliche Meinung – und insbesondere die Magier – davon überzeugt sind, dass das Wesen (der Kern) des „Wissens“ von höheren Wesen (Gottheiten, Seelen) stammt.

In ähnlicher Weise waren die Paläopythagoreer davon überzeugt, dass nur Gottheiten über die volle Weisheit verfügen und dass die Philosophie nur dann vollständig gelingt, wenn sie durch die höhere Einsicht höherer Wesen ergänzt wird.

Ab einem gewissen Punkt wird diese Art von Philosophie als „Theosophie“ bezeichnet werden, als göttlich gelenkte Philosophie. Man kann auch von „mystischer“ Philosophie sprechen. Unter „Mystik“ versteht man die Tatsache, dass der Mensch (als Denker) zwar unabhängig handelt, jedoch nicht ohne die Korrektur (die Mittel zur Vervollkommenung) eines höheren Wesens mit weit größerem Einblick. Die Verehrung der Musen („Mousai“), ursprünglich Berggeister, durch die philosophischen Schulen ist eines der vielen Zeichen dafür.

Mythos und Philosophie.

Man sollte die Paläophythagoreer nicht falsch verstehen: Sie sind bekannt für die Gründung ihrer Art von:

(1) Musik, di 'choreia', Tanzkunst (die sowohl Gesang (Poesie) als auch Instrumentalmusik und insbesondere Tanz umfasste),

(2)a. Kosmologie, die Beschreibung des Universums (Astronomie, Wissenschaft von den Himmelskörpern),

(2)b. Zahlenmathematik ('arithmètikè', Arithmetik) und Raummathematik ('geomètria', Geometrie).

Die Reihenfolge der Liste zeigt, dass die Paläophythagoreer in erster Linie künstlerische Denker waren, die sich durch „Choreie“ einen Zugang zum Universum, zum Kosmos, erarbeiteten. Zahl und Raum waren lediglich die Instrumente, die Infrastruktur.

EDM5

Übrigens: Wenn Dodds Recht hat (Pythagoras war ein Schamane), dann ist dieser musikalische Aspekt völlig normal. Die sibirischen Schamanen waren als Kulturträger ebenfalls musikalisch, aber auch im Dienste der Gemeinschaft. Dasselbe galt für die Paläopythagoreer.

Die sogenannte „mythische Kulturstufe“ beruht auf einer Metonymie: Der Mythos, die heilige Erzählung, ist eines der Hauptelemente des archaisch-primitiven Lebens, nach dem sie benannt werden kann. Im engeren Sinne ist der Mythos die Erzählung, in der die übernatürliche Lebenskraft, von den alten Griechen „Dunamis“ (lat. Virtus) genannt, im Mittelpunkt steht – ja, die Erzählung, die für diejenigen, die die Urreligionen kennen, prägend ist.

Man kann „Dunamis“ mit „Seele“ übersetzen, sollte es aber primär als „Seelenkraft“ oder „Seelenenergie“ verstehen. Auch der Begriff „Seelensubstanz“ ist korrekt, vorausgesetzt, man weiß, dass „Seelensubstanz“ oder „Seelenfluid“ nicht nur Substanz (Materie), sondern auch und vor allem Energie, Kraft und Energie bezeichnet.

Alles, was Lebenskraft ist und damit einhergeht (Gottheiten als Träger der Lebenskraft; Zauberei als Manipulation der Lebenskraft (Magie)), wird im Mythos behandelt. Wesen, Prozesse, Energien – sieht den dreifachen Inhalt.

Mythenanalyse

Die rationale Untersuchung des Mythos ist die wichtigste Aufgabe der Mythenanalyse. Die aktuelle Mythenanalyse umfasst drei Hauptthesen.

(i) Manche betrachten die „Wir“-Geschichte, die heilige Geschichte (= Mythos), einfach als überholt (eine kindliche Phase der Kultur, rein vorwissenschaftlich).

(ii) Andere sehen darin Hypothesen, die in jedem Fall an der Realität überprüft werden müssen.

(iii) Wieder andere gehen davon aus, dass manche Mythen die einzige Erkenntnisquelle darstellen, wenn die rein rationale Philosophie (und die spezialisierten Wissenschaften) versagen. Ein Beispiel hierfür ist Platon von Athen: Wo seine Philosophie keine Einsicht bietet, zieht er einen Mythos heran (den er dann als bloße Hypothese interpretiert).

Bei Thales von Milet (-624/-545; erster griechischer Philosoph), einer führenden Figur der milesischen Schule, finden sich deutliche Anzeichen von Kritik an den traditionellen Mythen der Griechen.

Tatsächlich tritt an die Stelle irgendeines Mythos nun die rationale Untersuchung, die „*fusikè historia*“, die Untersuchung der wahren Natur. Das sogenannte mythische Stadium wird von der rationalen Stufe der Philosophie, Rhetorik und der spezialisierten Wissenschaften abgelöst, ja übertroffen.

Die Paläophythagoreer lebten sowohl in der mythischen Phase (die sehr musikalisch war) als auch in der frühen, aufkeimenden rationalen Phase. Daher rührt die Dualität ihrer Philosophie. Auch Platon und ein Teil des Platonismus (vor allem die Neuplatoniker) weisen diese Dualität auf: Mythos und Vernunft (Rationalität).

EDM6

Die alten Griechen als Wiege.

Sie werden es bereits bemerkt haben: die alten Griechen! In der Tat.

(i) Manche Zeitgenossen wollen das Fach „Geschichte“ abschaffen. Sie wollen sogar alles „Antike“ und insbesondere das „Altgriechische“ vergessen.

(ii) Andere, darunter der Existenzialist Martin Heidegger (1889–1976; bekannt für seine nationalsozialistischen Überzeugungen), sehen insbesondere im altgriechischen Denken vor der sokratisch-platonischen Wende ein bis dahin beispielloses kulturelles Modell. Dies ist eine Form der „Pristination“ (der Tendenz zur Rückkehr zum Früheren).

Wie verhält es sich also wirklich? Nun, wenn man nichts über die alten Griechen (und ihre Kulturgeschichte) weiß, wird einem vieles – selbst heute noch – unverständlich bleiben. Anders gesagt: Das antike Griechenland ist eine der grundlegendsten Voraussetzungen unseres Seins. – Betrachten wir das einmal genauer.

a.1. O. Willmann, *Abriss der Philosophie (Philosophische Propädeutik)*, Wien, 1959-5, 13, sagt: Die Wurzel unserer gegenwärtigen Philosophie (Logik) und angewandten Philosophie (Methodik) ist Altgriechisch.

a.2. E. W. Beth zeigt in seinem Werk „*Die Philosophie der Mathematik (Von Parmenides bis Bozen)*“, Antwerpen/Nijmegen, 1944, überzeugend, dass unsere Mathematik in großem Maße in die Fußstapfen der alten Griechen tritt.

a.3. J. Rosmorduc, *De Thalès à Einstein (Histoire de la physique et de la chimie)*, Paris – Montréal, 1979, lässt unsere Physik und Chemie mit den alten Griechen beginnen.

a.4. Die Medizin, die Vorläuferin unserer heutigen Humanwissenschaften, hat ihren Ursprung bei den alten Griechen: O. Willmann schreibt in seiner **Geschichte des Idealismus ** (vgl. **Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus **, Braunschweig, 1907–1902, S. 302): „Pythagoras nannte die Heilkunst unter den menschlichen Errungenschaften die höchste Stufe der Weisheit, die dem Menschen innewohnt (*Iambl.Vi. Py.*, 82)“. Die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit ist nach pythagoras Aufgabe der Weisheit.

Umgekehrt gilt: „Weisheit“ in Form der „Sophrosophie“, der Seelengesundheit, ist unmittelbar die wichtigste Voraussetzung für Gesundheit. Die Paläophythagoreer betrachteten die Philosophie aus ihrer künstlerischen Perspektive als eine große Lehre der Gesundheit und sogar der Medizin.

a.5. R. Barthes, **L'aventure sémiologique** , Paris, 1985, vrl. oc, 86/165 (**L'ancienne rhétorique**), beweist, wie wir auch heute noch im Bereich der Zeichentheorie (Informations- und Kommunikationswissenschaften) und in unseren Überzeugungstechniken sowohl von den alten Griechen und den von ihnen begründeten Traditionen der Eloquenz beeinflusst sind als auch von ihnen lernen können.

Was die Philosophie betrifft, ist die Gründungsrolle der Griechen unbestreitbar. Selbst die berüchtigten Dekonstruktivisten (Denker, die die „Zerstörung“ – die destruktive Untersuchung der Grundlagen, wie Heidegger sagt – auf die gesamte abendländische Tradition anwenden) räumen ein, dass wir auch heute noch durch und durch „griechisch“ denken.

Abschluss

Die alten Griechen – ihre Rhetorik, ihre spezialisierten Wissenschaften, ihre Philosophie – sind zusammen mit der Bibel das grundlegende Element, das unsere heutigen Probleme viel verständlicher macht.

Notiz -- *Historia Spécial* (Paris), Juli/August 1990, trägt den Titel „*Antikes Griechenland*“. Der Leitartikel formuliert es wie folgt.

„*Das antike Griechenland diskutiert*“ (*Figaro littéraire* , 02.04.1990),
--
„*Die tausendundeinen Parthenons*“ (*L'Express* , April 1990)
„*So töricht waren die Alten also doch nicht*“ (*Le Nouvel Observateur* , Mai 1990)
„*Die verborgene Präsenz der Jugendlichkeit der Welt*“ (*Le Quotidien de Paris* , April 1990).

Wenn man in den Zeitungen auf einen solchen Titel stößt, ist die Tatsache, dass das antike Griechenland noch immer eine Faszination ausübt, unübersehbar.

Fünfzehn Jahrhunderte jüdisch-christlicher Zivilisation konnten das gewichtige Erbe der alten Griechen nicht aus dem Gedächtnis tilgen. Zeus, Athene und Poseidon – der Parthenon und die Karyatiden – die Olympischen Spiele und das Orakel von Delphi – Pythagoras, Sokrates, Platon, Aristoteles – Hippokrates.

Rationales Denken,

Was uns auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch immer eigen ist, ist direkt in der griechischen Mentalität verwurzelt. Mathematik, Astronomie, medizinische Methoden, (...).

Sie brachten Axiome und Theoreme, die Geschichtswissenschaft und die Philosophie hervor. Tragödien und Komödien, ein eigenes Alphabet, medizinische Diagnosen und die Bruchrechnung. Sie errichteten Tempel und Theater, Straßen und Säulengänge, Turnhallen und Schulen. (...). – Damit endet der Leitartikel.

Entscheidung.

Im Anschluss an das Vorangegangene können wir das Thema des ersten Jahres der Philosophie bereits etwas einordnen: das Denken, sowohl theoretisch (Logik) als auch praktisch (angewandt) (Methodologie), so wie es uns in erster Linie – wenn auch nicht ausschließlich – von den alten Griechen gelehrt wurde.

EDM8

1. Ontologie. (08/11)

Bevor wir uns mit der eigentlichen Logik und Methodologie befassen, müssen wir ihre Grundlagen (= Voraussetzungen, Hypothesen) aufdecken. Eine erste Grundlage – womit wir die traditionelle Logik und Methodologie meinen – ist die sogenannte Realitätstheorie oder Ontologie, auch bekannt als Metaphysik.

Die Eleatische Schule.

Parmenides von Elea (lat.: Parmenides of Elea) (-540/ ...) ist der Gründer.

a. Unsere Sinne können uns täuschen. Unsere Einsicht ins Sein (Verstand und Vernunft sowie Gefühle) jedoch nicht. Zumindest nicht, wenn man methodisch vorgeht.

b. Nur das Sein ist; das Nichtsein hingegen ist nicht. Dieses Sein ist einzigartig und, innerlich betrachtet, eins, ungeteilt, ja unteilbar. Auch in der Zeit: Es ist ewig jetzt. Wohingegen alles, was entsteht und vergeht, nicht mehr ist als das Sein selbst.

Hier sind einige Hauptideen.

Schüler: Zenon von Elea (lat. Zenon, -500/...). Bekannt als Verteidiger seines Lehrers und Denkerkollegen. Eine von Zenons logischen Techniken lautet: „Weder du noch ich beweisen alles.“

Folge: Beide Seiten haben Argumente dafür, aber auch Argumente dagegen. Unentschlossenheit.

Ontologie

Im Altgriechischen heißt „Sein“ „on“. Der Genitiv lautet „ontos“. Daher der Name „Ontologie“, d. h. die Hervorbringung des „Seins“.

Eine Realitätstheorie, die die Begriffe „Sein“ und „Wesen“ verwendet, führt eine Nuance ein, nämlich dass sie in Kategorien vollständiger oder partieller Identität denkt. Dies wird als „identisches Denken“ bezeichnet.

Anwendungsmodell (Beispiel).

Wenn ich sage: „Das Mädchen dort drüben ist einfach wunderschön“, setze ich „das Mädchen dort drüben“ (Subjekt, Original) mit „einfach wunderschön“ gleich. Das Wort „ist“ drückt eine Gleichsetzung aus. Doch hier ist sie nur teilweise: Als weibliche Figur ist das Mädchen dort drüben „einfach wunderschön“.

Abgesehen von ihrem weiblichen Aussehen kann „das Mädchen da drüben“ alles andere als „so schön“ sein.

Übrigens : Partielle Identität – also alles, was teils identisch und teils verschieden (nicht identisch) ist – wird auch als „Analogie“ bezeichnet. Ontologisch gesehen besteht somit eine Analogie zwischen „jenem Mädchen dort drüben“ und „so schön“.

Es mag ungewöhnlich erscheinen, die Dinge aus der Perspektive der „Identität“ zu betrachten, aber es ist die Mühe wert.

EDM 9

Der identitätsstiftende Charakter ontologischer Rede wird noch deutlicher, wenn wir kurz die sogenannte Tautologie betrachten. „Tauton“ bedeutet dasselbe. Eine Tautologie ist die mehrfache

Wiederholung desselben Satzes. Zum Beispiel: „Die Wahrheit ist die Wahrheit.“ Oder, mathematisch ausgedrückt: „a ist a“ ($a = a$). Wer so spricht, bedient sich eindeutig identitätsstiftender Rede: Etwas fällt schließlich vollständig mit sich selbst zusammen (reflexive Relation, Schleifenrelation) – ist vollständig mit sich selbst identifizierbar. Nicht länger „analog“.

Realität als Überprüfbarkeit. Entsprechend: Auffindbarkeit.

Warum beschäftigt sich die Philosophie, aber auch – und zwar sehr stark – die Logik bzw. Methodologie mit der „Realität“ – dem „Sein“? Weil das Streben nach Erkenntnis, nach Untersuchung, beide Wissensgebiete bestimmt. Nur die „Realitäten“ selbst können untersucht werden, um sie zu erforschen und zu erkennen. Alles Reale ist jedenfalls überprüfbar (verifizierbar (bestätigbar) oder falsifizierbar (widerlegbar)). Mit welchen Mitteln? Warum? Weil alles, was nachweisbar und nach Untersuchung auffindbar ist, irgendwo real ist.

Anders ausgedrückt: Etwas, das nicht „etwas“ (real) wäre (welch eine Absurdität, welch ein Widerspruch!), könnte niemals gefunden werden und sich als von solcher Natur erweisen. Die Untersuchung des wahren Wertes eines solchen Dings wäre unmöglich.

Ontologie,

Wie die Eleaten begründeten, wird die Realität daher unmittelbar (Testbarkeit, Auffindbarkeit, - und damit Erforschbarkeit) aus genau einer Perspektive betrachtet, nämlich der Identität (dem Allgemeinen oder dem Analogen).

Erläuterung.

Da Parmenides Sein und Unveränderlichkeit (Ewigkeit) zu sehr miteinander gleichsetzte, bezeichnete er alles Werdende (Entstehen und Vergehen) als Nichtsein, als unwirklich. Dagegen hatte bereits Platon, der dennoch stark eleatisch eingestellt war, protestiert. Die Ontologie definiert Wirklichkeit als Nicht-Nichts, als Etwas. Jedenfalls lässt sich „Werden ist nicht Sein“ nur in nicht-ontologischer Umgangssprache ausdrücken. Der Ontologe wird sagen, dass Werden eine mögliche Form des Seins ist.

Man könnte Leute sagen hören: „Ich habe letzte Nacht geträumt. Aber was für ein unwirklicher Traum!“ Und doch: Ontologisch gesehen ist der Traum „nicht nichts“, aber auf eine (für unser Alltagsbewusstsein) beunruhigende Weise.

Man sagt, der Begriff des Seins sei allumfassend („transzendental“). Nichts fällt außerhalb davon. Alles und alles von allem – das ist Sein.

EDM10

Entscheidung.

Ist „real“ alles, was im strengsten Sinne des Wortes „nicht nichts“ ist? Noch einmal: Ontologische Sprache ist nicht Umgangssprache, für die andere Regeln gelten. Analysiert man dieses „Nicht nichts“ als testbar, nachweisbar und in identifizierbaren Begriffen auffindbar, so offenbart sich die traditionelle Ontologie in einigen ihrer Hauptmerkmale.

Anmerkung: Der Begriff „Ontologie“ wurde erst spät eingeführt: Johannes Clauberg (1622/1665; Cartesianer) prägte das Wort ... für eine Sache, die schon lange existierte und bekannt war.

Aristoteles zu diesem Thema.

Aristoteles von Stagira (Aristoteles von Stagira, genannt „der Stagiriter“ (-384/-322)) war einer von Platons vielen Schülern. Er erklärt, Metaphysik sei „die Lehre vom Sein als Sein“. Anders ausgedrückt: „die Lehre vom Sein, insofern es an sich selbst ist, das ‚Sein‘“. Im Alltag: „die Lehre von der Wirklichkeit als Wirklichkeit“. Man könnte auch sagen: „die Lehre von der Wirklichkeit als solcher.“ – Was ist damit gemeint?

(a) Das ursprüngliche (Subjekt) ist das Sein, die Wirklichkeit.

b) Von diesem „Original“ oder „Subjekt“ sucht man ein (Gedanken-)Modell, also etwas, das Aufschluss über das Original oder Subjekt gibt. Das Modell ist hier und jetzt das Wesen des Seins oder der Wirklichkeit selbst.

(c) Dies ähnelt der soeben erwähnten Tautologie: Man sucht nach dem Wesen des Seins, nach dem, was es selbst sein kann – nach seiner Essenz, seiner wesentlichen Form. Man sucht nach einer Einsicht in das, was Sein tatsächlich sein könnte. Dieses Modell ist dann das Prädikat (das, was man über das Subjekt aussagt).

Aristotelische Charakteristik.

In seinen dreizehn Büchern (Anm. d. Übers.) zu seiner Ontologie charakterisiert er, was für ihn Ontologie ist.

1. „Erste Philosophie“ – Was er im antiken Sinne als „physisch“ bezeichnete (einschließlich all dessen, was die übermenschliche und menschliche „Natur“ („fysis“ im Griechischen; „natura“ im Lateinischen) untersucht – was wir heute „Psychologie“ nennen), ist in seinen Augen „zweite Philosophie“. Auf dieser Grundlage entwickelt Aristoteles nun seine „erste Philosophie“, d. h. eine Seinstheorie.

2.a. „Lerne die 'Arche' (= Hypotheseis) kennen.“

Die ersten Denker in Milet, allen voran Thales, suchten nach einem oder mehreren „archai“, principia, „Prinzipien“ (besser: Voraussetzungen), die die Wirklichkeit der Natur verständlich machten. Auch Aristoteles tat dies: Seine Metaphysik ist eine Theorie der Voraussetzungen, jedoch umfassender und tiefgründiger als die jener ersten „Naturphilosophen“ (altgriechisch: „fusio.logoi“ oder „fusikoi“).

EDM11

Übrigens: Alle Philosophen suchten nach einer oder mehreren „Archai“, also Voraussetzungen, die ihre Erfahrungen mit der Natur (= der gesamten Wirklichkeit) verständlich machten. Platon betont insbesondere die hypothetische Methode.

2.b. „Weisheit“ oder „Philosophie“. – In EDM 03 haben wir dies bereits erläutert. Ontologie ist im reinsten Sinne Weisheit, genauer gesagt, die Liebe zur Weisheit. Das war einer der Hauptgrundsätze des Paläopythagoreismus und Platonismus.

2.c. „Theologike“, die Lehre von der Gottheit. – Das Sein war in den Augen des Parmenides (EDM O8) etwas Göttliches. Aristoteles bewahrt diese Tatsache, die bereits zu seiner Zeit Tradition hatte. – „Auf Tradition aufzubauen ist für Aristoteles eine Methode“ (nach Otto Willmann). Dies zeigt sich deutlich in seinen Charakterisierungen des Hauptgegenstands seiner Philosophie.

Aristoteles gilt als der große Systematiker der Ontologie. Auf diesem Gebiet leistete er Pionierarbeit. Spätantike, Mittelalter (allen voran Thomas von Aquin) und die Moderne – sie alle beziehen sich in Bezug auf die Realitätstheorie auf den Giganten Aristoteles.

Übrigens : Das erste systematische Lehrbuch zur Ontologie stammt von *Franciscus Suarez* (1548/1617; einer der führenden Köpfe der spanischen Scholastik): *Metaphysicarum disputationum tomi II* , Salamanca, 1597.

Anmerkung: Niemand erwartete von uns die Präsentation einer weiteren systematischen Ontologie, wie es so oft der Fall ist. Nein: Als Platoniker lehnen wir jede radikale Systematisierung ab.

Warum? Weil uns nur Stichproben (induktives Verfahren) aus der Realität zur Verfügung stehen – nicht die gesamte Realität. Der Aufbau eines radikal geschlossenen ontologischen Systems ist daher sinnlos.

Allgemeine Entscheidung

Hiermit schließen wir den historischen Teil ab.

(1) Es ist klar: Ontologie ist Theorie über die Wirklichkeit. Die Wirklichkeit im Allgemeinen. – Die spezialisierte Wissenschaft befasst sich mit einem oder mehreren Aspekten der Gesamtwirklichkeit und ist dadurch spezialisiert. Ja, so spezialisiert, dass es bis zur „spezialisierten Besessenheit“ (MacLuhan) reicht. Für den wahren Ontologen ist so etwas unmöglich.

(2) „Sein“ ist allumfassend, denn es bedeutet alles, was nicht Nichts ist („etwas“ im weitesten Sinne des Wortes). Selbst das Absurde ist noch „etwas“, nämlich etwas, das sinnlos, absurd und daher unmöglich ist. Dies ist die Grundlage von Widerspruchsbeweisen (in der Mathematik).

2. Die ontologische Methode. (12/15)

Man kann die eine oder andere Methode der Existenzforschung (Analyse der Wirklichkeit) auf verschiedene Weisen anwenden. Wir beschränken uns vorerst auf den amerikanischen Pragmatiker Charles Sanders Peirce (1839–1914).

Bibliografisches Beispiel.

- K. Oehler, Uebers., Ch.S. Peirce, *Ueber die Klarheit unserer Gedanken*, Frankf. A. Main, V. Klostermann, 1968, links. 105ff.;
- Elisabeth Walther, Hrsg., Ch.S. Peirce, *Die Festigung der Ueberzeugung und andere Schriften*, Baden - Baden, sd, vrl. 49ff.

In diesem Zusammenhang spricht Peirce von der Begründung (Rechtfertigung) einer Meinung. Er unterscheidet drei falsche und eine richtige Methode. Die richtige Methode konzentriert sich weder auf selbst vertretene Meinungen noch auf orthodox kultivierte Meinungen (die das voraussetzen, was andere, Zeitgenossen oder Vorgänger, behaupten), noch auf das, was uns als „vernünftigerweise begründbar“ erscheint (was die Kultivierung vorgefasster, „a priori“ Aussagen impliziert). Nein: Die richtige Meinung gründet sich auf das Wirkliche (das, was wirklich ist). Das läuft auf Ontologie hinaus.

A.1.-- Methode der Beharrlichkeit.

Peirces Beispiel. – „Ich erinnere mich, dass mich eines Tages jemand allen Ernstes davon überzeugen wollte, eine bestimmte Zeitung doch nicht zu lesen – aus Angst, ich könnte, beeinflusst von dieser Zeitung, meine Meinung zum Freihandel ändern (...). “ (E. Walther, oc, 49).

In der Tat: Der Sturkopf übt sich darin.

(i) ein Problem

(ii) 1 ausnahmslos

(ii) 2. auf genau dieselbe Weise vorzugehen. Er/Sie betrachtet dann die eigene Perspektive als „die (wahre) Realität“. Diese im Grunde einfache Methode wird häufig angewendet, da sie – laut Peirce – Narzissmus (Eitelkeit, Selbstbezogenheit) verstärkt.

Peirce zitiert hier die Haltung des Straußes: Er wehrt unangenehme Reize ab, indem er den Kopf in den Sand steckt. Ähnlich verhält es sich mit dem sturen Mann: Er verwechselt seine feste Überzeugung mit der Realität. Dadurch wird er „unwirklich“, das heißt, er verliert den Bezug zur Wirklichkeit.

A.2.-- Autoritätsmethode.

Im Niederländischen sollte man „oprecht“ (was so viel wie ehrliches Bekenntnis bedeutet) nicht mit „rechtzinnig“ oder „orthodox“ (rechtgläubig) verwechseln. Der Orthodoxe glaubt, dass die einzige sichere Rechtfertigung für die eigene Meinung im sozialen oder „gemeinsamen“ (geteilten) Empfinden liegt. Wie Peirce sagt: Die soziale Disposition, die in jedem Menschen in welcher Form auch immer vorhanden ist, ist die Quelle der Methode der Orthodoxie.

EDM13

1. Synchron.

Nehmen wir zum Beispiel den totalitären Staat (NS-Staat, Sowjetstaat): Einzelne Bürger geben ihre eigenen Ansichten auf – sie verzichten sogar auf das Recht auf ihre eigenen Ansichten –, sobald sie totalitär denken. Zeitgenossen, die beispielsweise der „Partei“ oder einer „Nomenklatura“ (Liste der wichtigsten sowjetischen Bürger) angehören, haben die Macht und Autorität.

Die Machthabenden zeichnen sich durch ein besonders wirkungsvolles Mittel aus: die Unterdrückung von Informationen (Quellen)! Dabei verdrängen sie unbewusst unbequeme Wahrheiten. Und dabei unterdrücken sie vor allem bewusst ebendiese unbequemen Wahrheiten.

Bücher – der Besitz und das Lesen von Zeitschriften und Büchern – Radiosendungen, kurzum: alles, was aufdringliche Informationen vermitteln könnte, hätte genau dieselbe Wirkung wie das, was der Unbeugsame fürchtet, nämlich Zweifel an denjenigen zu säen, die „das Sagen haben“. Die Inquisitionen – heute von der römisch-katholischen Kirche so beklagt – es gab drei davon – sind eine Form der Orthodoxie.

Wer die korrekte Lehre nicht vertritt, ist automatisch verdächtig – denunzierbar, verurteilbar.

„Die Methode der Autorität“, sagte ein resignierter Peirce, „wird immer die große Masse der Menschen beherrschen.“

2. Diachron.

In diesem Fall geht es nicht um „vorbildliche“ (ideale) Zeitgenossen – etwa Parteimitglieder –, sondern um Vorgänger in der Vergangenheit: Vorfahren in einer archaisch-primitiven Kultur, bedeutende Persönlichkeiten oder Bewegungen in der klassischen, modernen oder postmodernen Kultur. Die Macht der Gewohnheit (der etablierten Ordnung) treibt die Menschen schlichtweg dazu, an dem festzuhalten, was ihnen eingeprägt wurde.

Ob synchron oder diachron, die Autoritätspersonen – die „autoritären“ Personen – nehmen das, was die Gruppe unter der Führung der anderen (die es ja besser wissen) denkt, als „Realität“ wahr. Doch – und hier zeigt sich dasselbe Paradoxon – gerade indem sich die „orthodoxe“ Person innerhalb einer Gruppe isoliert (eine „Säule“, wie man heute sagen würde), riskiert sie, unwirklich zu werden (sich von der Realität zu entfremden). Dies haben wir immer wieder beobachtet, beispielsweise in autoritären Systemen – seien sie religiöser oder rein politischer Natur.

EDM14

A.3. Bevorzugte Methode (Methode des A priori).

Der Begriff „a priori“ als Voraussetzung ist ein alter Begriff, den Peirce in einem neuen Kontext aktualisiert. Hören wir uns an, wie er ihn charakterisiert.

(1) Man sollte die sogenannten „natürlichen“ (offensichtlichen – oder zumindest als offensichtlich wahrgenommenen) Präferenzen frei zulassen. Doch sollten die Menschen unter dem Einfluss ihrer Präferenzen miteinander in Dialog treten. Präferenzen sind einseitig. Im Dialog treten diese unterschiedlichen Präferenzen jedoch als ein breites

Spektrum an Perspektiven (man denke an Nietzsches Perspektivismus) zum selben Thema zutage (Elis. Walther, oc,52).

(2) Soweit kein Problem. Schwerwiegendere Bedenken kommen bei Peirce auf, wenn er feststellt, dass Befürworter der Aprioritätsmethode ihre Meinungen – selbst in Dialogform und kollektiv – als „Realität“ bezeichnen, wenn sie ihre Denkweise einfach mit „Vernunft“ gleichsetzen (disassimilieren).

Peirce wirft nicht nur Platon vor (*Anmerkung:* auf einigen Seiten erweckt Platon tatsächlich diesen Eindruck), sondern auch den großen Modernen Descartes (Begründer der modernen Philosophie; René Descartes (1596/1650)), Leibniz (der Cartesianer; Gottfried W. Leibniz (1646/1716)), Kant (der große Kritiker des aufgeklärten Nationalismus; Immanuel Kant (1724/1804), Hegel (der Dialektiker, Lehrer von Marx; Georg Fr. Hegel (1770/1831)), ihre eigenen bevorzugten Ideen als „vernünftig“ überzubewerten.

Inwieweit Peirce mit seiner Kritik an den vier größten modernen Denkern Recht hat, lassen wir offen: Peirce stellt fest, dass selbst diese gefeierten Denker in der einen oder anderen Form vorgefassten Ideen erliegen (die jedoch nie getestet, geschweige denn verifiziert (als richtig befunden) wurden).

Ein Beispiel : Die Behauptung, der Mensch handle stets egoistisch. „Egoistisch“ bedeutet hier und jetzt, dass manche Handlungsweisen dem Menschen mehr Vergnügen bereiten als andere. Diese Behauptung beruht auf keinerlei gesicherten Tatsachen in unserer Welt. Dennoch wird sie von vielen als „die einzig ‚rationale‘ Theorie“ weitergegeben. (Elis. Walther, oc, 53).

Fazit. – Wie in den beiden vorangegangenen Fällen besteht die Gefahr, dass man trotz jeglichen Dialogs „unwirklich“ wird, im platonischen Sinne: „paraphron“, also neben der Realität denkt. Vgl. *Platon* , *Dialog über die Gesetze* 649d, *Sophistes* 228d (paraphrosune).

Anmerkung: Was man „Pluralismus“ (Gleichberechtigung von Meinungen und Kulturen) oder „Demokratie“ (Gleichberechtigung in allen Bereichen, einschließlich des Denkens) nennt, hat hier seinen Ursprung: Individuelle oder partikulare – vorzugsweise universelle – Präferenzansichten gelten nahezu uneingeschränkt. Das Konzept des „Multikulturalismus“, das in postmodernen und insbesondere in New-Age-Kreisen so populär ist, bringt die Präferenzmethode zum damaligen Zeitpunkt (1990) vielleicht am besten zum Ausdruck.

B. – Wissenschaftliche Methode.

Alle drei vorangegangenen Methoden weisen einen entscheidenden Mangel auf: Die Realität wird durch eine Form subjektiver Einsicht (individuelles Subjekt, Ich; kollektives Subjekt, Wir) identifiziert und interpretiert. Das mag durchaus zutreffen, entbehrt aber der Überprüfung (EDM 09). Platonisch gesprochen ist die Einsicht in solchen Fällen zunächst lediglich eine Hypothese, eine Voraussetzung. Nicht mehr. – Peirce: Wenn wir etwas als „wahr“ bezeichnen, setzen wir damit voraus, dass wir uns auf etwas stützen, d. h. auf eine Realität.

1. Ist „Realität“ nach Peirce etwas, auf das unsere Denkprozesse (Begriffe, Ideen, Urteile, Schlussfolgerungen) keinerlei Einfluss ausüben, sondern das – im Gegenteil – unsere Denkprozesse beeinflusst, ja sogar bestimmt? „Sein sei“, sagte Heidegger einst. Die Realität sei sie selbst. Das nennt man auch „Objektivität“, Treue zur Realität. So entkommt man dem Autismus der Methoden.

2. Das „Reale“ ist das, was an sich unveränderlich bleibt, unabhängig von unseren Denkprozessen. Peirce nennt dies „äußere Beständigkeit“ (Existenz unabhängig von unserer subjektiven Sicht). Parmenides drückt es beiläufig so aus: „Sein an sich“ (kath'heauto).

Kurz gesagt: Peirce identifiziert „Realität“ mit allem, was Eigenschaften (Zustände) aufweist, insofern diese unabhängig von allem sind, was wir uns darunter vorstellen (oder vorstellen sollten).

Vgl. Cl. Oehler, ok,80 ff. (Realität/ Realität).

Es ist deutlich, dass Peirce alles, was ontologisch gültig ist, als „wissenschaftlich“ bezeichnet. Seinen Aussagen liegt eine mehr oder weniger unbewusste Ontologie zugrunde.

Eine Anmerkung: Praktisch alle Menschen zeigen je nach Sachverhalt die vier Denktypen (objektiv, idiosynkratisch, orthodox, apriorisch).

EDM16

3.-- Phänomenal, rational, transempirisch/transrational (16/19).

Wir haben in *EDM 09 gesehen*, dass alles Reale per se (ipso facto) testbar ist (sich auf bestimmte Weise nachweisen lässt). Nun gibt es eine große Debatte darüber, was Testen eigentlich ist oder sein sollte. Grob gesagt lassen sich drei Thesen unterscheiden.

Bibliothek Straße:

-- *IM Bochenski, Philosophische Methoden in der modernen Wissenschaft* (// Deutsch: *Die zeitgenössischen Denkmethoden*), Utr./Antw., 1961, 77v. (Was bedeutet „überprüfbar“?);

-- *Ameise. -Augustin Cournot (1801/1877), Materialismus, Vitalismus, Rationalismus (Etude sur l'emploi des données de la science en philosophie)*, 1875.

A. -- Satz von Hans Reichenbach.

H. Reichenbach (1891–1953) zählt zu den bekanntesten Vertretern des Neopositivismus (auch Logischer oder Linguistischer Positivismus oder Logischer Empirismus genannt). 1928 gründete er in Berlin die Gesellschaft für Empirische Philosophie. 1930 rief er zusammen mit *Rudolf Carnap* die Zeitschrift „*Erkenntnis*“ (Annalen der Philosophie) ins Leben. – Im Geiste des Empirismus erstellte er eine Liste von Testmöglichkeiten, die von großer ontologischer Bedeutung ist.

A.-- Die technische Bewertung.

Ein Positivist (= Empirist) ist sehr schwer zu überzeugen. Wenn man ihm jedoch eine technische Möglichkeit bietet, etwas an der Realität zu überprüfen, lässt er sich sehr leicht überzeugen.

In einigen Fällen ist dies jedoch nicht durchführbar (nicht theoretisch unmöglich). Beispielsweise ist die Temperatur der Sonne, wie die jedes Sterns dieses Typs, sehr hoch, insbesondere im Kern. Sie mit einem Instrument (einem Thermometer) zu messen, ist jedoch unpraktisch. Fazit: Technische Tests sind nicht durchführbar.

b. Die körperliche Prüfung.

Ein Positivist kann dennoch überzeugt werden, wenn man beweisen kann, dass etwas vollständig mit den Naturgesetzen übereinstimmt.

Ein amüsantes kleines Beispiel: Wer sich als Strandnixe in die Sonne legt, wird schnell feststellen, dass die Sonne tatsächlich Wärme abgibt. Bislang widerspricht dies keinem Naturgesetz. Der logische Empirist kann es daher als „real“ akzeptieren.

C.-- Die logische Prüfung.

Ein Positivist, obwohl stark empirisch orientiert (materielle Beweise überzeugen ihn), verachtet Logik und Methodik nicht. Wenn bewiesen ist, dass etwas (ein Konzept, ein Urteil, eine Argumentation) keine Absurditäten (Widersprüche, Inkonsistenzen) enthält, hält er es für akzeptabel, es als „real“ zu betrachten – amüsant: Wer in der Sonne gebräunt ist, weist vorläufig keinerlei logischen Widerspruch auf (ist frei von Widersprüchen).

EDM17

d. Transempirische Prüfung.

Reichenbach selbst gibt – laut Bochenski – folgendes Beispiel an.

Die Aussage eines Anhängers einer religiösen Sekte lautet: „Katzen sind göttliche Wesen.“ Für Reichenbach, einen überzeugten Vertreter des Logischen Empirismus, ist klar: Wer die „Realität“ einer solchen Aussage beweisen will, muss über transempirische Tests verfügen. Jedenfalls gilt: Solange diese nicht im Widerspruch zu technischen, physikalischen oder logischen Gewissheiten stehen, kann ein Logischer Empirist – wir sagen „kann“ – prinzipiell annehmen, dass eine bestimmte „Realität“ existiert.

Notiz-- A.-A. Cournot – „ der Philosoph-Gouverneur “ (im Stil des Wissenschaftlers des 19. Jahrhunderts) – sprach einmal von

„transrationalem“, von dem, was alles transzendiert, was Ratio, die Vernunft, mit Gewissheit feststellen kann.

Fazit. – Die Absicht des Positivisten in dieser Prüflere ist es, unsere Denkprozesse (Verstehen, Urteilen, Schlussfolgern) überprüfbar zu halten. Dies setzt voraus, dass die Möglichkeit besteht, festzustellen, ob ein solcher Denkprozess wahr (tatsächlich, verifiziert) oder falsch (falsch, widerlegt) ist. Das ist reine Sinnlichkeit.

B. -- *Phänomenal, rational, transempirisch (transrational).*

Was also steckt hinter einer solchen empiristischen Haltung? Die folgende dreiteilige Struktur,

1. -- *Phänomenale Sichtweise*

„Empeiria“, unmittelbare Erfahrung (Wahrnehmung), nannten die alten Griechen. Was sie „fainomenon“ (Phänomen, Erscheinung, besser: das unmittelbar Gegebene) – Plural: „fainomena“ – nannten, ist das Einzige, was in einer rein phänomenalen Haltung vorausgesetzt und als „real“ erklärt wird.

So verhält es sich mit den antiken, mittelalterlichen und modernen Skeptikern: Der Skeptiker bezweifelt alles außer den Phänomenen (er ist ein Phänomenologe). Diese sind, wie unmittelbar ersichtlich, „gewiss“.

Die Phänomenologen, in der Tradition Edmund Husserls (1859/1939), bezweifeln alles außer den Phänomenen, die sie in ihrem eigenen Innenleben erfahren. Die amerikanischen Behavioristen (Thorndike, Watson) und die russischen Psychoreflexologen (Pawlow, Bechterew) bezweifeln alles außer dem äußeren (und damit prinzipiell für jeden beobachtbaren) Verhalten.

Diese Denkweise wird, in der traditionellen biblischen Sprache, als „irdisches“ Denken bezeichnet. Diese Erde und ihre beobachtbaren Gegebenheiten gelten als ebenso gewiss wie alles andere.

2. – Rationale Sichtweise.

Neben der „Empeiria“ (direkten Beobachtung), der Grundlage des gesamten Empirismus (Positivismus), gab es für die alten Griechen den „Logismos“, das Denken.

Der Rationalist im engeren Sinne hält sich an das, was rational beweisbar ist, unabhängig von den Phänomenen.

Tatsächlich transzendiert unsere Vernunft, unser rationales Denken – und das völlig zu Recht – die Phänomene. In diesem begrenzten Sinne ist die Vernunft im Unbeobachtbaren beheimatet. Konsequenter Rationalismus besitzt etwas Überirdisches, weil er die engen Grenzen des Empirismus überschreitet.

3. – Transempirische (transrationale) Sichtweise.

Es wird sofort deutlich, dass die Sektenanhängerin, die Katzen als „göttliche Wesen“ bezeichnet, gewiss nicht phänomenal ist, aber auch nicht rein rational – beide Haltungen sind traditionell „weltlich“ (biblisch) und „säkular“ –, sondern vielmehr transempirisch, transrational. Alle Religionen – soweit sie angesichts der rasanten Modernisierung heute noch existieren – stützen sich in ihrem fundamentalen Ansatz auf transrationale „Realitäten“.

Entscheidung.

Der Begriff des „Realen“ hat im Laufe der Philosophiegeschichte mindestens drei Varianten angenommen. Was jedem wahrnehmungsfähigen Menschen klar ist, ist im phänomenalen Sinne „real“. Was jedem vernünftig denkenden Menschen klar ist, ist im rationalen Sinne „real“ (der Empirismus kann als eine seiner Ausprägungen gelten). Was aber jedem klar ist, der transempirische Beobachtungen und transrationales Denken kennt, ist im transrationalen Sinne „real“.

Lesen Sie die Reihenfolge von Reichenbachs Liste noch einmal: nach dem Phänomenalen (Technischen, Physikalischen) das Rationalen (Logischen); nach dem Logischen (das in gewissem Sinne bereits „transempirisch“ ist) das Transempirische.

Aktuelles.

Manche vertreten unter dem Einfluss des aufgeklärten Rationalismus die Ansicht, dass das Transempirisch-Transrationale angesichts der Moderne keine Rolle mehr zu spielen habe.

Doch hören wir uns geduldig an, was Professor Pedru Radita, ein Spezialist für die Kultur und Geschichte der Roma, Mitte der 1990er-Jahre enthüllte. Konkret: Nicolae Ceausescu und seine Frau Elena waren Roma. Elena beispielsweise war eine bekannte Analphabetin, die einst Sonnenblumenkerne verkaufte.

EDM19

Laut dem Roma-Anführer Pedru Radita (der nach dem Sturz Ceausescus in Rumänien Berühmtheit erlangte) war Doppelzüngigkeit ein Hauptmerkmal der Ceausescus.

a. Nicolae und Elena schämten sich zutiefst ihrer Herkunft. Als sie die Macht ergriffen, versuchten sie zudem, die gesamte Roma-Welt auszulöschen. Dabei stützten sie sich auf den traditionellen Antiziganismus, der in Rumänien seit dem 13. Jahrhundert existierte.

b1.-- Es ist bekannt, dass viele Roma noch immer weitgehend in der Mythologie leben und Magie praktizieren (*EDM 05*). „1964 besuchten Nicolae und Elena daher einen Schwarzmagier (*Anmerkung:* einen Zauberer, der vor drastischen, ja unmoralischen Praktiken nicht zurückschreckt) in Ägypten.“

„Für eine hohe Summe – zehntausend Dollar – versprach dieser Mann, mithilfe okkultur Praktiken (also übernatürlicher, paranormaler Praktiken) dafür zu sorgen, dass das Ehepaar Ceausescu eine magische Kraft ausstrahlte, sodass die Menschen beispielsweise beim Anblick der Ceausescus automatisch jubeln würden.“ So Radita. Bei dieser Gelegenheit wurde die Magie für ein Vierteljahrhundert versprochen.

b2. – Um seine Amtszeit um ein Jahr zu verlängern, suchte der Ceaușescus den Weisen auf. Nun – Dezember 1989 – befand sich der Führer auf einer offiziellen Reise im Iran. Der Besuch beim Magier in Ägypten wurde daraufhin umgehend verschoben.

Die Folge – so Radita – war, dass der Zauber nicht mehr wirkte, als Nicolae am 20. Dezember auf dem traditionellen Balkon erschien. „Darin liegt die Erklärung für seinen Sturz.“ So sprach Radita.

Erläuterung.

(i) Dass die Ceausescus Roma waren – dass sie nach Ägypten zu einem Erlöser gingen – dass sie regelmäßig bejubelt wurden – all dies ist phänomenal überprüfbar und prinzipiell beweisbar. Dass sie gestürzt wurden, weiß die ganze Welt.

(ii) Dass ihr Verhalten – z. B. die Konsultation von Personen mit übernatürlichen Fähigkeiten – in irgendeiner Weise rational erklärbar ist, ist wahrscheinlich richtig. Dass ihr Untergang eine Ursache hatte, ist historisch belegt und daher rational.

(iii) Dass der regelmäßige Beifall in erster Linie dem Wir-Menschen und seinem Einfluss zuzuschreiben war – dass ihr Fall allein oder zumindest hauptsächlich auf Vernachlässigung der Erneuerungsbesuche zurückzuführen war –, übersteigt sowohl das Phänomenale als auch das Rationalen. Möglicherweise wirkte ein transrationales Phänomen. Doch wer wird dafür einen strengen rationalen Beweis liefern?

EDM20

4. – Tropologie: Metapher, Metonymie, Synekdoche. (20/27)

Ursprünglich bedeutet „tropos“ im Altgriechischen Truppe (Trope), Wendung. Innerhalb eines Textes bezeichnet „Truppe“ eine Redewendung (Ausdruck).

Bibliothek Straße:

-- A. Mussche, *Niederländische Poetik*, Brüssel, 1948, 34/75 (Das Bild);

– H. Morier, *Dictionnaire de poétique et de rhétorique*, Paris, 1981-2, 670/742 (*Métaphore*), 743/793 (*Métonymie*), 1102/1119 (*Synecdoque*);

-- Nicolas Ruwet, Übers., Roman Jakobson, *Essais de linguistique générale*, Paris, 1963 (Anmerkung: gründliche Analyse von Metapher und Metonymie; R. Jakobson (1896/1982; amerikanischer Linguist russischer Abstammung, gründete 1915 den berühmten Moskauer Linguistischen Zirkel, in dem der russische Formalismus (in Bezug auf Texte) seinen Ursprung hat);

– Groupe Mu („Mu“ ist ein griechischer Buchstabe) (= J. Dubois und andere), *Rhétorique générale*, Paris, 1982-2 (fl. 91/122 (*Les métasèmes* **1.** Synekdoche (102/106), - **2.a.** Metapher (106/117) und **2.b.** Metonymie (117/120)).

Anmerkung: Im textwissenschaftlichen Sinne wird „Metasem“ (frz.: „métasème“) als „eine rhetorische Figur oder ein Ausdruck, der ein Sememe (= sprachlichen Ausdruck) durch ein anderes Sememe ersetzt“ definiert.

Anmerkung: Dieses Motiv ist nicht nur in der Textwissenschaft (Linguistik und Literaturwissenschaft) weit verbreitet, sondern in allen Geisteswissenschaften und verwandten philosophischen Disziplinen. Man denke beispielsweise an Jacques Lacan (1901–1981; französischer Psychoanalytiker, der Freud auf höchst eigenwillige Weise interpretierte), der Jakobsons Definitionen übernahm.

A. – Die Metapher.

C. Stutterheim, Jr., **Het bewust 'metafoor'**, Amsterdam, 1941 (zitiert in A. Mussche, oc. 40) zeigt auf brillante Weise die Methode auf, die beispielsweise in einer Metapher, einer Metonymie oder einer Synekdoche verborgen ist.

Eine farblose Redewendung wird **(i)** ersetzt und **(ii)** insbesondere zu einer farbenfrohen Metapher verkürzt.

a.-- Oberst A. kämpfte in Aceh so tapfer wie ein Löwe.

Oberst A. war in Aceh so mutig wie ein Löwe.

Eine Analogie (teilweise Ähnlichkeit, teilweiser Unterschied) ist hier angebracht: Oberst A. weist mindestens eine Eigenschaft (gemeinsames Merkmal) auf, die auch beim Löwen zu finden ist („Tapferkeit“). Teilweise Übereinstimmung.

b.-- Oberst A. kämpfte in Aceh wie ein Löwe.

Oberst A. war in Aceh wie ein Löwe.

Die Analogie erlaubt die Ersetzung durch einen verkürzten Ausdruck.

c.-- Oberst A. war in Aceh ein Löwe.

EDM21

Hier zeigt sich der identifizierende Charakter des Verbs „sein“ (EDM 08): Da eine teilweise Identität (Analogie) vorliegt, kann man die Rede verkürzen und sagen: „Oberst A. war ein Löwe“.

Nicht nur Verben, sondern auch Substantive sind identifizierend.

d.-- Oberst A., der Löwe von Aceh.

Oberst A., dieser Löwe! Oberst A., der Löwe!

Nach einer Reihe von Wandlungen taucht die Metapher plötzlich auf, klar und logisch hundertprozentig gerechtfertigt.

Modelltheoretisch.

Die Modelltheorie spricht von „Original“ (= Subjekt, Thema) und „Modell“ (Repräsentation; – Prädikat, Identifikation). Vgl. EDM 10 .

Das „Modell“ (Bild, Darstellung) liefert Informationen über das Original, das man charakterisieren möchte.

Anwendung hier: Bezüglich des ursprünglichen Oberst A. in Aceh spricht der Text vom „Löwen“ als Vorbild (für das Original). Anders ausgedrückt: Der unbekannte Oberst A. in Aceh, das Original, wird durch das bekannte Löwenmodell besser bekannt.

Anwendungsmodell.

G. Fricke, *Volksbuch deutscher Dichtung* , Berlin, 1938, S. 372, zitiert ein Gedicht von Fr. Nietzsche (1844/1900; nihilistischer Denker), das ansonsten nicht unbekannt ist: *Ecce homo* (die lateinischen Worte, mit denen Pilatus dem Volk laut Evangelium den gefolterten Jesus zeigt), -- „seht den Menschen“.

Ja, ich lebe noch!

2.-- Licht wird alles, was ich

Ja, ich weiß, woher ich komme! fasse,

Alles, was ich anpacke, wird

Ungesättigt, gleich der Flamme, leicht.

Ungesättigt, genau wie die	
Flamme,	Kohle, alles was ich lasse:
	Kohl, alles, was ich
Glühe und verzehr' ich mich.	zurücklasse:
Ich strahle und verzehre mich	
selbst.	Flamme bin ich sicherlich!
	Ich bin definitiv eine Flamme!

Die Analogie dominiert diesen kurzen poetischen Text.

Nietzsche glaubt, er sei mit einer verzehrenden Flamme vergleichbar, die nur verbranntes Material („Kohle“) zurücklässt – er glaubt, er „bin“ diese Flamme. „Flamme bin ich“. Obwohl er die „Zerstörung“ (Heidegger) der großen – insbesondere platonischen – Tradition vollzieht, ist er in der Anwendung von Analogien – hier der metaphorischen Analogie – dennoch sehr traditionell.

EDM22

B.-- Metonymie.

Wir orientieren uns an Aristoteles' Modell.

- a.** Der Verzehr von Äpfeln trägt zu einer guten Gesundheit bei.
- Der Verzehr von Äpfeln ist ebenfalls gesundheitsfördernd.

Die Analogie ist hier metonymisch: Schließlich besteht ein Zusammenhang – ja, ein kausaler Zusammenhang – zwischen dem Verzehr von Äpfeln und der Gesundheit. Nicht mehr die Ähnlichkeit wie in der Metapher, sondern der Zusammenhang ist hier die Analogie (teilweise Identität).

Anmerkung: Es ist offensichtlich, dass die Menge (eine Menge von Elementen mit identischen Merkmalen (gemeinsamen Eigenschaften), die stets Ähnlichkeit darstellen) die Grundlage der Metapher bildet.

Das System (die Konstitution), bestehend aus einer Menge von Elementen mit einer gemeinsamen Eigenschaft, nämlich der Zugehörigkeit zu derselben Gesamtheit, bildet die Grundlage der Metonymie. Konkret: Äpfel, deren Verzehr, die gesundheitsfördernde

Wirkung – diese drei bilden ein dynamisches System bzw. einen Zusammenhang.

b. Äpfel tragen zur Gesundheit bei. Oder: Äpfel machen jemanden gesund.

Äpfel sind gesund.

Tropen sind **(i)** Ersetzungen (eines Sememes durch ein anderes), **(ii)** Diese Abkürzung ist zu verwenden. Hier gilt: Das Essen von Äpfeln und die Äpfel selbst bilden eine einzige Verbindung (zwischen Handlung (dem Essen) und Objekt (den gegessenen Äpfeln)); das ist eine erste Metonymie; das Essen von Äpfeln und die gesundheitliche Auswirkung bilden eine einzige Verbindung (von Ursache und Wirkung); das ist die zweite Metonymie.

c.-- Die gesunde Ernährung (von Äpfeln).

Die gesunden Äpfel.

Die Transformationen führen, im Stile Stutterheims, zu einer vollkommen logischen Grundlage der Metonymie.

Beachten Sie, wie das Verb „sein“ nicht nur Ähnlichkeit, sondern auch Kohärenz ausdrückt. „Sein“ ist sowohl metaphorisch als auch metonymisch. Anders ausgedrückt: Der Begriff „sein“ umfasst sowohl Menge als auch System.

Modelltheoretisch . -- Über Äpfel, -- über deren Verzehr (Original, Subjekt) spricht man in Bezug auf die Gesundheit (Ursache) (Modell, Prädikat).

Anwendungsmodell.

Heribert Menzel (1906/ ...), *Die Fahne der Kameradschaft* (in: G. Fricke, *Volksbuch deutscher Dichtung*, Berlin 1938, 408). Hier werden sowohl Ähnlichkeit als auch Kohärenz dargestellt, wobei der Schwerpunkt auf Kohärenz liegt.

EDM23

Das Gedicht ist an sich nicht besonders spektakulär, aber es macht die metonymische Verbindung (Kohäsion) auf eine existenzielle (tief empfundene, emotionale) Weise spürbar.

1. In dieser Fahne, Kamerad, Sind du und ich verbunden. Wo sie uns leuchtet, Kamerad,	In diesem Banner, Genosse, Sind wir miteinander verbunden? Wo dieses Banner uns ein Licht
Ist Deutschland auch ist, angeschlossen?	Genosse Ist Deutschland auch
2. Wo, immer, die Fahne weht, Kamerad trifft Kameraden. Wir sind glücklich und zufrieden.	2. Wo immer das Banner weht, Ein Kamerad trifft den anderen. Wer treu und fröhlich um das Banner ist Stände Ist in unserem Kreis willkommen.
Ist in den Kreis geladen.	
3. Es ist also kein zweites Zuhause. ohne Zuhause. Und ohne Ziel und Streben. Wer schwor, der sucht die Fahne bloß	3. Somit ist niemand Noch immer ohne Ziel und Streben. Wer schwor (den Treueid), Er sucht lediglich nach dem Banner.
Und tritt ins helle Leben. Leben.	Und tritt ein in das klare Leben.

Dieses Gedicht hat einen nationalsozialistischen Hintergrund: eine zentrale Idee, Deutschland; ein verbindendes Element, die Fahne (als Symbol). Im Gedicht begegnet uns eine Metonymie im Entstehen. Die Erfahrung ist metonymisch, denn man nimmt die Fahne als Einheit wahr – der vielen, die Deutschland als „Kameraden“ dienen. Doch der Ausdruck ist lediglich eine sich formende Metonymie: Man sagt „Im Banner sind wir vereint“ und nicht „Dieses Banner – das sind wir“. „Die

Fahne der Kameradschaft“ wird einfach zu „Die Fahne“, sobald die Metonymie vollendet ist. So betrachtet ist das Gedicht nicht sehr gelungen: Die abkürzende Ersetzung ist unzureichend.

C.-- Die Synekdoche.

Der altgriechische Begriff „sun.ek.dochè“ bedeutet Ko-Bedeutung. Die Frage ist: Was genau wird ko-bezeichnet?

KA Krüger, Deutsche Literaturkunde (in Charakterbildern und Abrissen), Danzig, 1910, 155, drückt es wie folgt aus.

Entweder wird die Menge mit einem ihrer Elemente vertauscht („das Einzelne“, der Singular, ist das Element). Oder das System (das Ganze) wird mit einem seiner Teilsysteme (Teile) vertauscht. Dabei ist jedoch stets das eine implizite Bestandteil, wenn das andere erwähnt wird. Diese abstrakte, aber korrekte Formulierung wird in den Beispielen deutlich.

EDM24

Metaphorische Synekdoche.

„Äpfel sind gesund“ kann genauso gut mit „Ein Apfel ist gesund“ übersetzt werden. Warum? Weil in Satz 2 „Apfel“ für „Äpfel“ steht (d. h. als ein Element der Gesamtheit der Äpfel aus Satz 1). Alle nicht erwähnten Äpfel (Komplementarität) werden schließlich durch Analogie (Ähnlichkeitsanalogie) ebenfalls im Begriff „Apfel“ bezeichnet.

Ein Schulinspektor, der die Schule besucht, sagt: „Ein Lehrer ist morgens pünktlich an der Schultür.“ Er meint damit natürlich anhand dieses einen Beispiels die Gesamtheit aller Lehrer.

Die metaphorische Synekdoche lässt sich auch umkehren: Der Inspektor sieht einen Lehrer, der einen Fehler macht (das Instanz oder Element) und sagt: „Nun ja, so sind Lehrer eben.“ Im universellen Set sind damit ebenfalls die Elemente gemeint – hier: jener eine Lehrer, dem ein Fehler unterläuft.

Metonymische Synekdoche.

Man kann einen Teil (Subsystem, Hyposystem) benennen und damit auch das Ganze (System) bezeichnen. Oder umgekehrt: Ein potenzieller Käufer eines Ladens fragt während der Verhandlungen: „Was verlangen Sie für die Übernahme der Schwelle?“

Der eifrige Käufer sagt „Schwelle“, meint aber auch das Ganze (den gesamten Laden), dessen geschäftiger Eingang den wirtschaftlichen Wert ausmacht. Man kann es auch umkehren: „Was verlangen Sie für das ganze Haus?“, wobei „auch“ natürlich die Schwelle (den Laden), einen Teil des Ganzen, meint.

Ein Seelsorger behauptet, für fünftausend „Seelen“ zuständig zu sein. Der Begriff „Seelen“ umfasst den gesamten Menschen, wobei unsterbliche Seelen nur einen Aspekt darstellen. Umgekehrt kann ein Priester sagen, dass er sich „um die Menschen kümmert“ (womit er deren Seelen als eigentlichen Gegenstand seiner Tätigkeit als Seelsorger meint).

Entscheidung.

Der Identifikationsbereich von „sein“ als Verb kann wie folgt verdeutlicht werden.

a. Metaphorische Synekdoche: „Ein Lehrer – das sind alle Lehrer“ (umgekehrt: „Alle Lehrer – das ist dieser hier und jetzt“).

b. Metonymische Synekdoche: „Die Schwelle, -- das ist das ganze Haus“ (umgekehrt: „Jenes Haus dort, -- es ist die Schwelle (verstanden, auch gemeint: die seinen Wert ausmacht)“).

Der Begriff „Sein“ bezeichnet neben Überprüfbarkeit auch Sammlung und System (gestützt durch Ähnlichkeit und Kohärenz als Verbindung bzw. Beziehung). Die totale und insbesondere die partielle Identität werden durch „Sein“ ausgedrückt.

EDM25

Modelltheoretisch.

Über das mitbezeichnete (Original) wird in Bezug auf das benannte ('Bezeichnete') (Modell) gesprochen, welches Informationen über das mitbezeichnete liefert.

Tropologische

So zu sprechen, indem man verschweigt und nur indirekt spricht, verkürzt und ersetzt zugleich. Es enthält daher ein Metasem, das ein Semem (das Mitbezeichnete) durch ein anderes Semem (das explizit Bezeichnete oder Genannte) ersetzt. Vgl. EDM 20 .

Das „Sein“, nicht singulär. Auch nicht mehrdeutig. Sondern identifizierend.

Der große Mathematiker und Logiker Gottlob Frege (1848–1925) und der linguistische Positivist Bertrand Russell (1872–1970) behaupteten, dass die Begriffe „Sein“ und „Sein“ unter einer solchen Polynomialität leiden, dass sie – insbesondere in den exakten Wissenschaften – völlig unbrauchbar sind.

Argumentation.

Die beschreibende Bedeutung.

1. Totale Identität:

„Grietje ist einfach Grietje“ (denken Sie an die Worte des Pilatus: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben“).

2. Partielle Identität (Analogie):

„Jan ist ein Junge“ (gehört zur Menge „Jungen“); „Die Schwelle – das ist das ganze Haus“ (gehört zum gesamten Haus). – Weitere Bedeutungen:

a. nackte Existenz (tatsächliches „Sein“): „Gott ist“ (im Sinne von „Gott existiert tatsächlich“);

b. „Grietje ist ein Mädchen“ (hat die Seinsweise „Mädchen“) (hier haben wir das Paar „Existenz (tatsächliche Existenz)/Wesen (Seinsweise)“. – Eine Bedeutung, die ein Werturteil ausdrückt (= axiologisch): „Ehrlich zu sein ist gut (moralisch gut).“

Entscheidung.

Die Begriffe „Sein“ und „Sein“ (und ihre Äquivalente) sind so mehrdeutig, dass sie vage und für ein exaktes oder auch nur präzises Denken völlig unbrauchbar werden.

Die Antwort.

O. Willmann, *Abriss*, Wien, 1959-5, 453, gibt die aristotelische Antwort auf diesen Einwand.

Aristoteles, der über allumfassende Begriffe spricht – 'un', 'ens', Sein, -- 'einai', 'esse', Sein, -- 'Einheit' usw. –, stellt als Ontologe sehr explizit fest, dass diese so allgemein (transzendental oder allumfassend, --- auf alles Gegebene anwendbar) sind, dass sie unbrauchbar sind, um etwas Singuläres oder Besonderes oder auch nur etwas Universelles (im nicht allumfassenden Sinne) zu beschreiben.

Vgl. *Metapher 10,2; Peri Herm.* (= die Auslegung) 3, im *Fazit*. – Frege und Russell hätten das wissen können.

EDM26

Ein kleines Beispiel für die überflüssige Erwähnung von „Sein“, „Seiendes“, „Dasein“ usw. findet sich auf einigen Seiten Heideggers, der dem traditionellen Westen vorwirft, das „Sein vergessen“ zu haben. „Seinsvergessenheit“, sagt er.

Das ist möglich. Ob aber das „Sein“ aus diesem jahrhundertelangen Vergessen wieder auftauchen wird, wenn man in Heideggers Manier immer wieder mit den ontologischen Begriffen „jongliert“, insbesondere mit dem „Sein(voll)“, das ist eine andere Frage.

In diesem Sinne haben Frege und Russell sicherlich absolut Recht.

Die Antwort.

Dr. Simo Knuutila/Prof. Jaakko Hintikka (Hrsg.), *The Logic of Being (Historical Studies)*, Dordrecht, 1985, behandelt unser Thema.

Es werden die Antike (bezüglich Aristoteles' Lehre von den 'Kategorien' (= Grundbegriffen, Basisbegriffen), die mittelalterliche Scholastik (bezüglich mittelalterlicher Prädikationstheorien und der Theorie über die Analogie des heiligen Thomas, der Quintessenz des

kirchlichen Mittelalters) und die Neuzeit (bezüglich Immanuel Kant, den Denkern der Aufklärung, die behaupteten, dass „die tatsächliche Existenz kein Prädikat ist“) diskutiert.

Dieses Buch kritisiert die These, dass die Begriffe „Sein“ und „Sein“ völlig unbrauchbar seien, weil sie alle zu mehrdeutig seien.

In unseren Worten lässt sich die Widerlegung von Frege/Russell wie folgt zusammenfassen:

a. Der Begriff „Sein“ ist nicht mehrdeutig (er drückt neben der Überprüfbarkeit (Existenz/Wesen) auch Verbindungen (metaphorische und metonymische) aus);

b . 'his(the)' ist ebenfalls nicht monosensibel (neben der Testbarkeit drückt es Unterschiede und Lücken zwischen den Daten aus).

c. „Sein“ ist analog, da es sowohl Vielheit (Nicht-Identität) als auch Einheit (Identität) gleichzeitig ausdrückt, außer wenn es totale Identitäten ausdrückt (wie etwa „Grietje ist einfach Grietje“).

Vgl. *EDM 08* : 'zijn(de)' ist identisch und drückt sowohl totale Identität als auch - üblicherweise - partielle Identität aus.

Die Antwort.

Eine dritte Antwort auf Frege/Russell lautet wie folgt.

Frege und Russell betrachten sich als Vertreter der modernen Rationalität (*EDM 05*). Die Neo-Rhetorik beispielsweise von Chaim Perelman (1912–1984; Professor für Logik, Ethik (Moralphilosophie) und Metaphysik an der ULB (Univ. Libre de Brux.) bis 1975) postuliert nun, dass es neben der in den Fachwissenschaften vorherrschenden exakten Art von Vernunft (Rationalität) auch eine nicht-exakte, aber dennoch sehr gültige Art von Vernunft (Rationalität) gibt.

EDM27

Die natürliche, alltägliche Vernunft besitzt eine eigene Genauigkeit, die naturgemäß nicht den exakten Grad an Genauigkeit aufweist, der für die Mathematik und die mathematisierten Spezialwissenschaften (den Inbegriff der Präzision schlechthin) charakteristisch ist, die es den

Menschen aber dennoch ermöglicht, sich in der Alltagssprache Tag für Tag hervorragend und mit äußerster Genauigkeit zu verstehen.

1. Im Übrigen: Auch die traditionelle Ontologie verzichtet auf den alltäglichen Sprachgebrauch und die Rationalität, geht aber in der Regel nicht so weit, mathematische Schreibweise einzuführen. In diesem Sinne befindet sich die Ontologie zwischen exaktem und rationalem Alltagssprachgebrauch.

2. Und es gibt noch mehr, und zwar etwas Paradoxes: Um die korrekte Bedeutung mathematischer und mathematisierter Ausdrücke verständlich zu machen, verwendet ein Professor oder ein Lehrbuch für Mathematik oder mathematisierte Naturwissenschaften ... (wenig überraschend) Umgangssprache, die jeder benutzt. Diese Umgangssprache, ob mit Fachsprache kombiniert oder nicht, ist daher gar nicht so unbrauchbar.

Entscheidung.

Aus **ontologischen** Gründen (Aristoteles warnt vor dem „überflüssigen“ Gebrauch von „sein“ und „Sein“; Knuutila/Hintikka analysieren den Sprachgebrauch historisch) und

(2) In neo-rhetorischen Begriffen (Perelmansche Kritik am monolithischen Sprachgebrauch in Bezug auf Vernunft und rationales Verhalten im Namen einer „neuen Rhetorik“, die, obwohl sie keine exakten Sprachen verwendet, dennoch – und das zu Recht – rationale Genauigkeit beansprucht) stellen wir fest, dass „sein“ und „Sein“ – sowie alle Begriffe, die mit einem anderen Klang dasselbe ausdrücken – identifizierbar und somit tatsächlich bis zu einem gewissen Grad verwendbar sind.

Ein Beispiel.

Ein Mariologe widmete damals eine ganze Unterrichtsstunde dem Beweis (!), dass Unsere Liebe Frau, Maria:

- (i)** war tatsächlich „Sein“ und
- (ii)** so auch 'a', 'true', 'good (= valuable)'.

Wenn man weiß, dass alles Seiende Einheit, Wahrheit (Sinnlichkeit, Begreiflichkeit) und Güte (im Sinne von Wert) aufweist, dann ist es ein kalter deduktiver Trick, daraus zu schließen, dass beispielsweise Maria, wie alles, was existierte, existiert und existieren wird, ontologisch eins, wahr und gut ist. Genau wie die überflüssige Sprache Heideggers war auch die Sprache dieses Mariologen überflüssig (nichts Neues lehrend). Ohne Gefahr zu laufen, in ontologisches Geschwätz abzurutschen.

EDM28

5. Ontologische Begriffe sind transzendente Begriffe. (28/35)

Wir befinden uns im Prozess der „Begründung“ der Denktheorie und ihrer Anwendungen (Methoden), indem wir ihr ein Fundament (Prämisse, Hypothese) geben.

Der erste Punkt darin – nach den einleitenden Begriffen – ist die Begriffstheorie. Schließlich beginnt die Logik, zumindest traditionell, mit einer Theorie über den Begriff (die Idee).

1.-- Allgemeine Begriffstheorie . (28/31).

Ch. Lahr, *Cours de philosophie*, I (*Psychologie/ Logique*), Paris, 1933-27, 491, stellt fest, dass ein Begriff „eine Vorstellung im Geist (= Intellekt und Vernunft sowie Disposition), insbesondere die Vorstellung eines Gegenstandes des Denkens oder des Wissens“ ist.

Phänomenologisch (d. h. unter Berücksichtigung dessen, was der direkten Erfahrung Vorrang einräumt) wäre es besser, diese Definition (Definition des Begriffs) umzuformulieren:

- (1)** ein Objekt (= gegeben, etwas, Umstände),
- (2)** soweit sie in unserem Bewusstsein in Form einer Vorstellung (eines Bildes) davon gegenwärtig ist.

Oder, mit den Eleaten (*EDM 08*): „ **(1)** Sein, **(2)** insofern in unserem Geist“. Insofern „Realität“ in unserem Geist erscheint, gibt es ein Verständnis dieser Realität.

Hinweis: Warum korrigieren wir den Wortlaut von Pater Lahr leicht? Unserer ontologischen Basis zuliebe! *Silvio Senn, An sich (Skizze zu einer Begriffsgeschichte)*, in: *Philosophica Gandensia* , New Series, 10 (1972), 80/96, betont, dass aus *Parmenides' Lehrgedicht* - 8: 29 - Charakteristische Objektivität ist das große Ziel.

Oder, wie uns *EDM 15* lehrte: die „wissenschaftliche Methode“, die auf die Realität abgestimmt ist. „Sein (...) keitai kath'heauto“ (Das Sein ist in sich selbst zu finden (vgl. das deutsche „an sich“; wörtlich „sich selbst entsprechend“)).

Darüber hinaus: Wie könnten wir die Frage nach der Richtigkeit unserer Wissens- und Denkinhalte (Begriffe) stellen, wenn wir lediglich eine Vorstellung in unserem Geist besäßen, ohne jeglichen Kontakt (jeglicher Art) zu dem, was dargestellt wird? Nein: Die Wirklichkeit selbst („kath' heauto“) ist in unserem Geist in Form von Ideen gegenwärtig, die sie mehr oder weniger genau repräsentieren.

Die Position von G. Jacoby.

G. Jacoby, *Die Ansprüche der Logistiker auf die Logik und ihre Geschichtsschreibung* , Stuttgart, 1962, stellt fest, dass die traditionelle Logik und ihre Anwendungen alle auf basieren

- (1) Realitäten (er nennt sie „Umstände“)
- (2) soweit sie durch Analyse identifizierbar sind.

EDM29

Wir müssen wohl nicht mehr definieren, was „identisch“ bedeutet. Anders ausgedrückt: G. Jacoby, ein Experte für traditionelle Logik, betont in der großen Tradition, dass

- (1) Realität (= Ontologie),
- (2) auf ihre vollständige oder teilweise Identität hin untersucht, stellt das Wesen der Logik dar.

Der Begriff.

Verwechseln Sie nicht „Begriff“ mit „Wort“: Ein Begriff kann eine ganze Gruppe von Wörtern umfassen. Der Begriff ist der gesprochene oder geschriebene Ausdruck (die Formulierung) eines Konzepts.

In der Sprache des Pragmatikers Ch. S. Peirce: Das Gedankenzeichen (= Konzept) wird in gesprochenen oder geschriebenen Zeichen aufgezeichnet.

Der Begriff „schönes Mädchen“ beispielsweise umfasst, wenn er in Worten ausgedrückt wird, mehr als ein Wort, bildet aber einen einzigen Begriff.

Inhalt und Umfang.

Im mittelalterlichen Latein: comprehensio (Inhalt) und extensio (Ausmaß).

A – Der Inhalt des Konzepts.

Das ist es, was unser Verstand weiß und denkt (Peircian: das Gedankenzeichen). Zum Beispiel: „schönes Mädchen“.

B. -- Der Anwendungsbereich des Konzepts.

Das ist die Sammlung von Daten (im Sinne von „toedrachten“ bei G. Jacoby; „zijnde“ im eleatischen Sprachgebrauch), deren Inhalt sich aussagen, „feststellen“ lässt. Zum Beispiel alle schönen Mädchen, die dem Inhalt „schönes Mädchen“ entsprechen – an dem sich dieser Inhalt überprüfen lässt (EDM 09: Testbarkeit).

Entscheidung.

Inhalt und Umfang lassen sich leicht in dem Ausdruck „alles, was ein schönes Mädchen ausmacht“ darstellen (**1.** „schönes Mädchen“ in der Mitte ist der Inhalt; **2.** „alles, was ... ausmacht“ ist der Umfang). Die Wörter „alles, was ... ausmacht“ bezeichnen die Gesamtheit, auf die sich der Begriff bezieht; die Wörter „schönes Mädchen“ bezeichnen das gemeinsame Merkmal (das bei allen Mädchen, so unterschiedlich sie auch sein mögen, identisch (teilweise identisch) ist).

Henologie.

„Hen“ bedeutet im Altgriechischen „eins“. „Henologie“ bezeichnet die Lehre von allem, was eins ist. – Nun, wir können dasselbe auch henologisch (die Lehre von der Einheit) sagen: „In der Vielzahl der schönen Mädchen (Ausmaß) ist der Begriffsinhalt ‚schönes Mädchen‘ die Einheit (Inhalt).“

Inhalt/Umfang

Es sollte klar sein, dass je reichhaltiger der Inhalt, desto geringer der Anwendungsbereich: Der Inhalt „Mädchen“ bezieht sich auf viel mehr Individuen (Elemente) als der Inhalt „schönes Mädchen“, dessen Anwendungsbereich deutlich kleiner ist.

EDM 30

Die Bedeutungsbereiche des Begriffs.-- transzendental (universell/ partikular/ singulär).

Traditionell werden zwei Haupttypen von Ideen unterschieden, nämlich „kategorische“ (nicht-umfassende) und „transzendente“ (umfassende) Konzepte.

A.-- Die kategorischen Konzepte.

„Kategorie“ bedeutet im Altgriechischen „(grundlegender) Begriff“.

a.1 .-- Der singularisierte (individuelle, singuläre) Begriff.

Der Eigename, üblicherweise großgeschrieben, bezeichnet ein einzelnes Individuum (Element einer Menge). Beispiel: „Singleton“.

a.2.-- Das private Konzept.

Dies trifft auf mehr als ein Element einer Menge zu, aber nicht auf alle – wohl aber auf einige Elemente der Menge. Zum Beispiel: „Manche Mädchen sind schön.“

a.3.-- Der universelle (allgemeine) Begriff.

Eine solche Idee gilt für alle, ja für alle möglichen Elemente des Geltungsbereichs eines Begriffs. – Zum Beispiel: „Alle Mädchen, die diesen Namen verdienen ...“.

Anmerkung: Warum korrigieren wir „alle“ zu „alle möglichen“? Weil „alle“ nicht eindeutig ausdrückt, dass es sich auf „alle möglichen“ Fälle (Instanzen, Elemente) bezieht. Dies impliziert möglicherweise eine „unendliche Menge“.

Anmerkung: Es war schon immer bekannt, dass – insbesondere außerhalb unseres Bewusstseins – realisierte Dinge einzigartig sind. Die Romantik (spätes 18. Jahrhundert und später) hatte jedoch einen besonderen Blick für alles Individuelle (eine Kultur, eine Persönlichkeit, einen Volksbrauch usw.).

Sie entwickelten eine idiographische (das Einzigartige, das Singuläre repräsentierende) Konzeptionstheorie. Im Gegensatz dazu wurde eine (sogenannte) nomothetische Konzeptionstheorie (die klassisch-traditionelle) postuliert.

„Nomos“ bedeutet im Altgriechischen „Gesetz“, eine Regel, die für alle Fälle gilt. „Nomothetisch“ bedeutet „alles, was das Allgemeine (oder, falls nötig, das Besondere) voraussetzt“.

Anmerkung: Spezialisierte Wissenschaften wie Geschichte und Geographie enthalten eine sehr große Menge idiographischer Begriffe: Napoleon zum Beispiel oder die Schelde (es gibt nicht mehr als einen Napoleon oder mehr als eine Schelde!).

Vgl. M. Müller/ A. Halder, *Herders kleines philosophisches Wörterbuch*, Basel/ Freiburg/ Wien, 1959-2, 28 (Romantik und ihre idiographischen Konzepte).

b. Die transzendentalen oder allumfassenden Konzepte.

EDM 09 hat uns beispielsweise gelehrt, dass (und wie) der Begriff des „Seins“ allumfassend ist.

EDM31

Man möge das scholastische „Transzendental“ nicht mit beispielsweise dem kantischen „Transzendentalen“ verwechseln (das, was vor jedem Realitätsbewusstsein liegt und dennoch die Bedingung der Möglichkeit (= Präposition) des Bewusstseins darstellt).

„Transzendental“ ist eine Art von „universell“. Alles Sein umfasst alles und alles von allem. Denn das Nicht-Nichts ist etwas. Andernfalls wäre es absolutes „Nichts“ (absolutes Nichts).

c. Die „transzendente/kategorische“ Beziehung.

in EDM 27 angesprochen . „Nützlich ... bis zu einem gewissen Grad“.

a) Man sagt beispielsweise: „Ein schönes Mädchen ist ‚etwas‘, das ...“. In einem solchen Satz ist der Begriff ‚etwas‘ sinnvoll, da er eine kategorische Spezifizierung erwartet.

b) Wenn man sagt, dass „ein Mädchen etwas ist“, verfällt man in Redundanz, es sei denn, man möchte zeigen, dass der Begriff „etwas“ (Sein) in seiner allumfassenden Natur auch das einschließt.

Man kann also auch ontologischen Humor verkaufen: „Ein Mädchen ist etwas.“ Was natürlich jeder weiß.

II.— Ontologische (transzendente) Begriffstheorie (31/35).

O. Willmann, *Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke in historischer Anordnung* , Kempten/München 1909, 61f., erwähnt die traditionelle Liste der „Transzendentalen“.

A.-- 1. Über, ens, Sein. -- Fügen wir dem sogleich den Hauptinhalt des „Seins“ hinzu, nämlich Existenz und Wesen (EDM 25), d.h. tatsächliche Existenz und Seinsweise.

2.a. Ti, aliquid, something, -- being, insofern es von etwas anderem unterscheidbar ist.

2.b. Pragma, res, Ding, -- Sein, insofern es an sich existiert, unabhängig von Subjektivität (EDM 15); man denke an „real“, tatsächlich, und „Realität“, Realität.

2.c. Ergänzen wir dazu: morphè, forma, (Seinsform, insofern sie sich von den übrigen durch ihre Seinsweise unterscheidet. – weil sie ihr eigenes Sein oder Wesen besitzt.)

Anmerkung: Der Begriff „Form“ ist nicht mit der räumlich-mathematischen Form zu verwechseln, die beispielsweise in der Geometrie oder Mechanik dem „Inhalt“ oder der „Materie“ (Substanz)

gegenübergestellt wird. Beispiel: eine goldene Statuette (Statuette = Form; Gold = Materie, Substanz).

Das Wesen oder kurz die Form umfasst im Falle der goldenen Statuette sowohl die geometrische Konfiguration (Anordnung der Teile) als auch die Materie.

EDM32

Übrigens: Die Seinsform hat traditionell drei Rollen (Funktionen):

a. durch die essentielle Form hat etwas ein eigenes Erscheinungsbild (Eidos oder Idee), eine eigene „Existenz“.

b . Dieselbe wesentliche Form, die etwas bestimmt, fungiert als Prinzip (Voraussetzung), nämlich

b1 . Diese Form ist kontrollorientiert (kybernetisch) und führt Teleologie ein (Teleologie) - etwas ist zielorientiert, weil es eine essentielle Form besitzt -;

b.2 . dass die Form normativ ist (Metron, Mensura, Maß oder Modus, Maß) - etwas wird in seinem Verhalten (Verlauf) durch seine wesentliche Form bestimmt.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Form ermöglicht die Unterscheidung (vom Rest, Dichotomie oder Komplementarität) und bestimmt sowohl den zielgerichteten Kurs als auch das Verhalten.

B.-- 1. Hen, unum, der Eine.

Alles, was eine essentielle Form besitzt (etwas ist, ein Ding ist), weist Ähnlichkeiten und Verbindungen auf. Siehe oben EDM 20 (*Metapher: Ähnlichkeit*), 22 (*Metonymie: Verbindung*), 23 (*Synekdoche: Ähnlichkeit und/oder Verbindung*).

Dass die Begriffe „Sammlung“ und „System“ auf alles Existierende anwendbar sind, liegt in der Einheit allen Seins begründet. Wohlgemerkt: in der Einheit der Vielfalt! Denn Vielfalt existiert: Unterschiede aller Art, Abgründe aller Art. Dennoch gelingt es unserem Realitätssinn (unserer ontologischen Fähigkeit, unserer Einsicht in das Sein), vereinheitlichende Perspektiven zu entwickeln. Die Tropen sind ein anschauliches Beispiel dafür.

Anders ausgedrückt: Sein (Realität) ist identisch. Die Henologie (Einheitstheorie) oder besser die Harmologie (Ordnungstheorie) ist der Zweig der Ontologie, der sich mit der Einheit in der Vielfalt bzw. der Vielfalt in der Einheit befasst. Sie ist einer der Grundsätze der Logik.

2. Alèthes, verum,

Das Wahre (besser: das Sinnliche, Verständliche, Erkennbare und Vorstellbare). – „Wahr“ bedeutet in den alten Sprachen neben „der Wirklichkeit entsprechend“ (logische Wahrheit, – besser: „epistemologische“ Wahrheit) auch „das, was vom Geist zeugt“ und somit verständlich ist, – nicht absurd („ontologische“ Wahrheit).

Diese ontologische Wahrheit wurde auch von der ethischen (deontischen, normativen) unterschieden: Ein Verhalten ist in dem Maße „wahr“, wie es beispielsweise die Regeln gewissenhaften Verhaltens „wahr“ macht, sie respektiert oder sie in die Realität umsetzt.

Gnosis (Erkenntnistheorie)

Die Ontologie ist die philosophische Disziplin, die die ontologische Wahrheit zum Gegenstand hat. Die Erkenntnistheorie (die Wissenschaftslehre) ist ein Teilgebiet davon.

EDM33

Was gemeinhin als „Rationalität“ bezeichnet wird – sowohl im Sinne von „Vernunft begabt“ als auch von „sinnlich/verständlich“ –, hat hier seinen Ursprung. Wäre die Wirklichkeit – das Sein – im antiken Sinne nicht „wahr“, also nicht sinnlich, verständlich und Zeugnis vom Geist, dann gäbe es die Frage nach der gesamten modernen „Rationalität“ gar nicht. Da die Wirklichkeit an sich „rational“ („wahr“) ist, kann sie rational analysiert werden. Geist und Wirklichkeit gehören zusammen.

3. Agathon, bonum, das Gute (Wertvolle).

Alles, was existiert, ist in irgendeiner Weise wertschätzenswert. Anders ausgedrückt: In antiken Begriffen ist es ein „Gut“ – etwas, das einen Wert darstellt.

Übrigens: Deshalb haben wir den Begriff „Geist“ als (intuitiv erfassendes) Verständnis und als (diskursives, erklärendes) Denken, aber auch als Disposition (Wertesinn) definiert.

Die Werttheorie oder Axiologie ist jener Zweig der Philosophie, der alles, was „gut“ (wertvoll) ist, zum Gegenstand hat.

Historisch entwickelt.

Die von *Willmann erwähnte* (und von uns etwas ergänzte) Liste ist nicht plötzlich aus dem Nichts entstanden.

In seiner *Geschichte des Idealismus*, III (*Der Idealismus der Neuzeit*), Braunschweig, 1907-2, 1036, sagt Willmann, dass die Transzendentalen entstanden sind aus:

(1) die Philosophie der Paläopythagoreer (*EDM 03*), die alles Existierende aus der Perspektive der Einheit (Identität) und der „Wahrheit“ (Verständlichkeit, Rationalität) untersuchte – Punkte, die für die Pythagoreer verschmolzen (wer die Einheit in der Vielfalt erkennt, erkennt unmittelbar das Wesen der Dinge) und

(2) die Philosophie der Platoniker, die alles Existierende aus der Perspektive des Wertes (Güte) und seiner Punkte untersuchen, die für einen Platoniker zusammenlaufen (wer das Sein kennt, kennt den Wert).

Der mikrosokratische (kleinsokratische) Euklid von Megara (-450/-380), einer der wenigen, die ihren Denkerkollegen Sokrates von Athen bis zum Schluss unterstützten, stellte die Transzendentalien – „Sein, Einheit, Wahrheit, Güte“ – in den Mittelpunkt seiner sehr eleatischen Philosophie.

Existenz/Essenz.

Das „Sein“ weist eine Dualität auf. *M. Heidegger, *Einführung in die Metaphysik**, Tübingen, 1953, 138, sagt: „(In Platons Sprache) ‚ousla‘ (essentia + existentia) kann zweierlei bedeuten:

(1) „Anwesen“ (Präsenz) von etwas, das „gegenwärtig“ (gegeben) ist, und

(2) dieses Präsens (gegeben) im „Was“ seiner wesentlichen Form („im Was seines Aussehens“).

P. Fürstenau, *Heidegger (Das Gefüges eines Denkens)*, Frankfurt aM, 1958, S. 118, fügt hinzu: „Hier liegt der Ursprung der Unterscheidung zwischen ‚Existenzia‘ (*Anm.*: tatsächliche Existenz) und ‚Essenz‘ (*Anm.* : Seinsweise). – ‚Daszsein‘ und ‚Wassein‘.“ Die Begriffe ‚Existenzia‘ und ‚Essenz‘ wurden uns von den Scholastikern (800/1450) als Gegensatzpaar (systechie) überliefert.

Anwendungsbeispiel. – Betrachten wir die „Helden“ (Akteure) aus dem spätantiken Abenteuerroman „ *Aithiopika*“ (*wörtlich: Äthiopische Geschichte*) des *Heliodor von Ephesus* (zwischen 300 und 400 n. Chr.) . Darin ist eine wunderschöne (platonische) Liebesgeschichte verwoben, deren Akteure Theagenes und Charikleia sind.

Ontologisch – und ausnahmsweise nicht überflüssig (redundant) – kann man eine zweifache Frage stellen – keine „doppelte“, denn es ist eine.

(a) „Was“. – „Was sind Theagenes und Charikleia?“ Mögliche Antworten: „Sie sind Griechen, die sich in Ägypten verirrt haben“ oder „Sie sind die Helden eines spätantiken Abenteuerromans“.

b. Oder (= das). – „Existieren diese Helden tatsächlich?“ – Mögliche Antworten: „Ja, denn der Text der *Aithiopica* behandelt sie (sogar ständig)“ oder „Vielleicht sind sie lediglich eine Fiktion (eine imaginierte Realität) des Autors der *Aithiopica*“.

Zusammenfassend: **(1)** was etwas ist und **(2)** ob etwas existiert (dass es existiert). Platon hatte also tatsächlich Recht, als er den Inhalt des Seinsbegriffs (d. h. all dessen, was „real“ ist) als „Sein“ und „Sosein“ definierte – als „was existiert“ und als „dass es existiert“.

„Dasz ueberhaupt etwas sei“ (dass da einfach etwas ist).

Man beachte Folgendes: Dieser Satz von Max Scheler (1874/1928; Mitbegründer der Phänomenologischen Methode zusammen mit Husserl) offenbart nicht eine Dualität, sondern eine Dualität.

(1) Man kann beispielsweise nicht sagen „dass es einfach ... gibt“, es sei denn, man möchte die Existenz isolieren.

(2) Man kann auch nicht „... Etwas ...“ sagen, es sei denn, man möchte das Wesen herausarbeiten. In diesem Fall sprechen die Paläopythagoreer von einer „stoichia“, einer Dualität (einem Paar). Obwohl sie verschieden sind (Vielfalt), sind sie dennoch niemals getrennt (Einheit).

Die Überprüfbarkeit und alles, was damit einhergeht (*EDM 09*), hängt davon ab. Welche Existenz etwas auch immer hat (eine Essenz) – ob vorgestellt oder außerhalb unseres Bewusstseins verifiziert –, „Existenz“ ist immer vorhanden.

EDM35

Einblick ins Sein.

Unser Verständnis von „Sein“ (unsere Einsicht in die Realität) entspricht der Vorstellung, dass „einfach etwas da ist“.

M. Heidegger, Sein und Zeit, I, Tübingen, 1949-6 (1927-1), 17, sagt es wie folgt: -„Menschsein ('dasein') heißt **(i)** Sein **(ii)** in einer bestimmten Weise, nämlich **(a)** während er selbst 'ist', **(b)** versteht der Mensch unmittelbar 'etwas wie Sein'.“

In einfachen Worten ausgedrückt:

(a) weil wir selbst tatsächlich existieren („wir selbst“ = Wesen; „tatsächliche Existenz“: Existenz),

(b) Wir erkennen – wissen, verstehen – in gewisser Weise, was Sein im Allgemeinen ist. („Sein im Allgemeinen“ = Subjekt; „was (es ist)“ = Prädikat, Modell).

Anders ausgedrückt: Weil wir selbst die Realität sind, wurde uns ohne Umschweife ein minimaler und wesentlicher Einblick in das Sein gegeben.

Man kann Heidegger natürlich vorwerfen, den Seinsbegriff auf eine sehr „reflexive“ (schleifenartige) Weise zu interpretieren. *EDM 04* führte

uns in den paläopythagoreischen Fallibilismus (das Bewusstsein der Fehlbarkeit) ein: Wir besitzen nicht das Ganze, die Totalität der Wirklichkeit, sondern nur Ausschnitte (= induktive Methode).

Heidegger legt zunächst großen Wert darauf, dass unser Menschsein mit anderen in der Welt der Zugang schlechthin zu einer Ontologie ist.

Das ist a priori möglich. Tatsache bleibt aber, dass wir als „existierende Wesen“ (= als Menschen in dieser Welt) nur einen kleinen Teil des Universums ausmachen – Universum ist ein anderer Name für „die Gesamtheit all dessen, was ist“.

Anders ausgedrückt: Die Existenzanalyse (d. h. die Analyse unseres Menschseins im Zusammenspiel mit anderen in der Welt) als Grundlage einer Ontologie ist lediglich eines von vielen möglichen Beispielen.

Positives Denken.

(1) In New-Age-Kreisen bedeutet „positives Denken“: „Stell dir die Dinge des Lebens gut und erfolgreich vor, und du wirst sehen, dass sie sich in der Realität auch so entwickeln.“ Die Macht unseres Wissens und unserer Gedanken über unser Schicksal.

(2) Der Begriff „positives Denken“ hatte im 19. Jahrhundert jedoch zwei Bedeutungen:

a. A. Comte (1798/1857; Begründer der „philosophie positive“ (*Positivismus*), EDM 16), das positive (d.h. wissenschaftlich überprüfbare) Fakten betont.

b. W.J. Schelling (1775/1854; romantischer Denker), der die „positiven“ (d.h. durch historische Wissenschaft feststellbaren) Fakten betont.

Beide Ansätze stellen, ob gewollt oder ungewollt, den Aspekt der „Existenz“, der dem „Sein“ innewohnt, in den Vordergrund, verstehen ihn aber primär als „Existenz außerhalb unseres Geistes“.

EDM36

6. – Exkurs: Kategorien (Gemeinplätze). (36/42)

Wir unterbrechen den Gedankengang, nur für einen Moment. Wir halten inne, um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass wir

grundlegende Begriffe (philosophisch: „Kategorien“, rhetorisch: „Gemeinplätze“) benötigen, um denken (und handeln) zu können.

(1) Bis jetzt haben wir ontologische Grundbegriffe erworben: das Sein, die Wahrheit (Sinnlichkeit, Begreiflichkeit, Rationalität), das Gute (Wert) und vor allem die Einheit (Identität).

(2) Sowohl in der Rhetorik (der Lehre von der Redekunst), wo grundlegende Begriffe als „topoi koinoi“, loci communes, Gemeinplätze, bezeichnet werden, als auch in der Philosophie, wo sie insbesondere seit Aristoteles „katègoriai“, praedicamenta, grundlegende Begriffe genannt werden (man denke an die Unterscheidung zwischen „kategorisch“ und „transzendental“), stehen uns viele weitere Grundbegriffe zur Verfügung. Als Begriffe sind sie zwar von begrenzterem Umfang, aber inhaltlich reicher (EDM 29) als die allumfassenden (ontologischen, transzendentalen) und daher wesentlich nützlicher.

Lesen Sie EDM 30 (*umfassend*) erneut. – Kategorische Begriffe (Gemeinplätze) sind allgemeine Begriffe. Ja, in der Regel sehr allgemein. So dass viele untergeordnete Begriffe in ihnen enthalten sind. Sie haben einen zusammenfassenden Wert.

Rolle im Lernprozess.

Das Lernen – insbesondere die Lernphilosophie und die Grundlagenforschung in den spezialisierten Wissenschaften (die wir nun drei Jahre lang betreiben werden) – steht und fällt zu einem sehr großen Teil mit dem, was heutzutage in Anlehnung an den Erkenntnistheoretiker Thomas Kuhn als „Paradigmen“ bezeichnet wird, also mit Beispielen aus Lehrbüchern.

Das altgriechische Wort „para.deigma“ bedeutet „Modell“, „vorgestelltes Modell“. Es handelt sich dabei jedoch weniger um ein einzelnes oder bestimmtes Modell oder eine konkrete Verkörperung, sondern um ein allgemeines Modell – viel allgemeiner als viele andere allgemeine Modelle. Wir werden kurz erläutern, wie dies funktioniert.

Beispiel. -- In der Antike wird eine Liste von Kategorien, möglicherweise fälschlicherweise, dem paläopythagoreischen Archutas

von Taras (Archytas von Tarantum) zugeschrieben, die wir aber sicherlich bei Aristoteles finden.

- A.** Ding (EDM 31), -- 'hupostasis', Substantia, Unabhängigkeit (Substanz).
- B.** Beziehung (Verbindung, -- 'pros ti', relatio).
- C.** Neben diesen beiden Grundbegriffen enthält die Liste eine Reihe von Begriffspaaren.

EDM37

Hier folgen sie:

- 1.** Quantität/ Qualität (Größe/ Eigenschaft).
- 2.** Ort/Zeit,
- 3.** Aktivität/Passivität (handelnd/passiv beobachtend oder ertragend),
- 4.** Situs/ habitus (diese lateinische Übersetzung griechischer Begriffe ist die übliche (moderne Anwendung: wenn ich in eine bestimmte Situation gerate, nehme ich eine bestimmte Haltung ein, reagiere ich)).

Beachten Sie beispielsweise, wie oft wir diese und andere grundlegende Konzepte verwenden, um etwas zu erklären. Oder wir setzen sie voraus: Wenn wir sagen „Die beiden passen nicht zusammen“, setzen wir das grundlegende Konzept der „Beziehung“ voraus (zum Beispiel zwischen zwei verheirateten Personen).

Anmerkung: Nur weil wir solche gemeinsamen lokalen Grundbegriffe nicht explizit erwähnen, heißt das nicht, dass wir sie nicht besitzen. Sie spielen die Rolle von (manchmal sehr unbewussten, ja geheimen und trügerischen) Voraussetzungen (in platonischer Sprache: Hypothesen; EDM 02).

Anwendung. -- Welche grundlegenden Konzepte werden in den folgenden Sätzen vorausgesetzt (angenommen)?

- 1.** Er liebt seine Frau sehr.
- 2.** „Jantje kam gerade noch rechtzeitig dort an.“

3. „Er hat ihn einfach machen lassen.“
4. „In die moderne Welt geworfen, entwerfen wir eine moderne Lebensweise.“

Konzepte und Konzeptpaare.

Mit RRSkemp, **Wiskundig denken**, Utrecht/Antwerpen, 1973 (// *The Psychology of Learning Mathematics*, Penguin Books, 1971), kann man hinsichtlich grundlegender Konzepte zwischen einfachen und zusammengesetzten Kategorien unterscheiden (die Skemp manchmal als 'Strukturen' und manchmal als 'Schemata' bezeichnet).

Betrachten wir, weitgehend mit Skemp, kurz die kleinste Form, nämlich Dualitäten – griechisch: „Dyaden“ – Paare. Die Paläopythagoreer kannten dafür den Begriff „Sustoichia“, Systechie. Wörtlich: „su-“, das Zusammenkommen von, und „-stoichia“, Elemente. Es sei angemerkt, dass der pythagoreische Begriff „Systechie“ oft eine zweite Bedeutung hat. Wenn zwei Terme (Elemente) einer Dualität einander entgegengesetzt sind (Negationen voneinander), spricht man von Systechie im Sinne eines Gegensatzpaares. – Betrachten wir nun einige applikative Modelle.

(a)-- synchrone Modelle.

Die Elemente wirken hier gleichzeitig.

I.— Mathematische Modelle.

1. Betrachten Sie die Elemente der folgenden Menge (Reihe) nacheinander und beachten Sie die Analogie der Elemente: $(1/2, 2/4)$, $(1/3, 2/6)$, $(1/4, 2/8)$.

EDM38

Was wir mit Ed. Husserl, dem Begründer der intentionalen Phänomenologie, als „das identische Allgemeine“ in einer Vielzahl von Daten bezeichnen – mit Georg Cantor, dem Begründer der modernen Mengenlehre, als „die gemeinsame Eigenschaft einer Reihe von Elementen“ – mit den mittelalterlichen Scholastikern als „Analogie, eine Art von Identität“ –, ist hier, in diesem Fall, „äquivalent zu“. So ist beispielsweise $1/2$ äquivalent zu $2/4$ usw.

2. Analysieren wir die Analogie.

Und dies in der Reihe (6,5), (2,1), (9,8), (32,31). Die entscheidende Präposition lautet hier „ist (eine Einheit) größer als“. Das Lösen solcher Probleme in der modernen Mathematik läuft auf Präpositionenanalyse hinaus. Typisch platonisch, wohlgemerkt.

II. -- Nichtmathematische Modelle.

1. Das Paar „Kalb/Kuh, Fohlen/Pferd, Küken/Huhn“.

So unterschiedlich die Paare auch sein mögen, weisen sie doch einen gemeinsamen Aspekt auf, nämlich die Voraussetzung „ist jung von“. Setzt man voraus, dass die Beziehung „ist jung von“ wirksam ist, so wird die scheinbar undurchsichtige Reihe transparent – „wahr“, was von Intellekt und Vernunft zeugt, verständlich, „rational“.

2. Das Paar „Antwerpen/ Belgien, Marseille/ Frankreich, Rotterdam/ Niederlande“

Sobald die verborgene Voraussetzung erkannt wird, zeigt sich die Eigenschaft „ist eine Hafenstadt von“. Der problemlösende Charakter liegt darin, dass in diesen Reihen die gemeinsame, vorausgesetzte Eigenschaft verschleiert wird.

(b) -- Diachrone Modelle.

Hier erfolgen die Elemente nicht gleichzeitig, sondern nacheinander.

Prozesse – Altgriechisch: 'kinèseis' ('kinèsis' ist Singular), Latein: 'motus', natürlich – können als Anwendungen von Systemen betrachtet werden.

1. „Unser Kollege ist der Nachfolger des vorherigen Direktors“ (Nachfolger von),

2. „Der kalte Stein dort in der Morgensonne wird warm“ (kalt wandelt sich in sein Gegenteil, warm).

3. „Plötzlich stürzte Erna vom hohen Berg in die Tiefe“ (Höhe/Tiefe).

Anmerkung: In der Mathematik und allgemeiner in der Logistik (mathematische Mathematik) wird dieser „Prozess“ Transformation genannt, der Kern des Begriffs „Funktion“.

Informativer Umfang.

Immer wieder stoßen wir auf allgemeine Begriffe – Kategorien, Gemeinplätze. Welchen pädagogischen Wert haben solche grundlegenden Begriffe – die oft nur vorausgesetzt werden – tatsächlich?

EDM39

a. -- Rückwärtsinformationen.

Aus einer regressiven Perspektive betrachtet, stehen wir hier vor der summativen Induktion.

(i) Zunächst geht man einen Datensatz (die Elemente einer Menge) nacheinander durch und notiert dabei jedes Mal genau dieselbe Eigenschaft (dasselbe Merkmal). Man kann sich das wie einen Lehrer vorstellen, der überprüft, ob er tatsächlich alle Hefte korrigiert hat.

(ii) Man kann dann sagen:

1/ „Jedes einzelne Element weist dieselbe Eigenschaft auf“ (der Lehrer: „Jede Kopie wurde korrigiert“);

2/ „Alle Elemente zusammen weisen die gleiche Eigenschaft auf (der Lehrer: „alle Kopien wurden korrigiert“).

Die gedankliche Operation „vom Einzelnen auf das Ganze“ wird summative Generalisierung (oder summative Induktion) genannt. Oder: Aus allen Einzelfällen schließt man, dass diese Einzelfälle kollektiv sind. Das Zusammenfassen ist unerlässlich.

b. -- Weiterleitung von Informationen.

Aus einer fortschrittlichen Perspektive wandelt sich diese retrospektive Sichtweise in eine „Prolèpsis“, Anticipatio oder „Prolèmma“, eine Antizipation dessen, was die Zukunft in Bezug auf dieselben Daten ergeben mag. Die antiken Stoiker (vor 320 v. Chr.) und Epikureer (vor 320 v. Chr.) bezeichneten ein gemeinsames Merkmal einer Reihe von Erfahrungen als „Antizipation“. Sobald man eine solche Kategorie oder eine solche Sammlung von Kategorien erfasst hat, besitzt man fortan ein Paradigma, ein bereits existierendes, exemplarisches Modell, das auf zukünftige Fälle anwendbar ist.

Skemp (o. C., S. 41) weist auf den großen Unterschied (und damit die Unterscheidbarkeit) hinsichtlich des Lernergebnisses hin. In einem Wettbewerb zum unmittelbaren Einprägen von Informationen, bei dem eine Gruppe die Gedächtnisübung ohne und die andere mit Gemeinplätzen bearbeitete, ergaben sich folgende Ergebnisse: ohne Gemeinplätze: 32 %; mit Gemeinplätzen: 69 %.

Dies kann als heuristischer oder Entdeckungswert bezeichnet werden.

Schlussfolgerung: -- Zusammenfassen (summative Induktion) und das Vorhandensein eines Paradigmas (heuristische Antizipation) bilden zusammen die Information, die für grundlegende Konzepte spezifisch ist.

Eine philosophische Anwendung.

Ein Schema (zusammengesetztes Grundkonzept) zur Geschichte der Kultur und Philosophie ist ein wertvolles Gut.

(i) Geschichte kann als eine Reihe von Transformationen von Elementen (z. B. Lehren von Philosophen) interpretiert werden.

(ii) Die Wahl der fraglichen Elemente variiert jedoch von philosophischer Richtung zu philosophischer Richtung. – Beispielsweise wählen die Modernen andere Doktrinen als die Postmodernen.

EDM40

Übrigens: Die Moderne entstand nach der Antike (-600/+600) und dem Mittelalter (800/1450), nach etwa 1450. Nimmt man die amerikanischen Beatniks als Maßstab, so fasst die Postmoderne um 1950 Fuß. – Vergleichen wir nun beide historischen Schemata.

(a) Das moderne Schema .

Eine Reihe von Voraussetzungen führt dazu, dass die Modernen spezialisierten Wissenschaften und insbesondere der Grundlagenforschung innerhalb dieser Wissenschaften einen hohen Stellenwert einräumen, ja, dass sie sich ausschließlich für diese einsetzen.

a. Antike Philosophie.

Da in den Augen des aufgeklärten Rationalisten ein Thales von Milet (EDM 05) zu beginnen begann, „rational“ zu denken – er war nicht nur der erste Philosoph, sondern interessierte sich auch für verschiedene Spezialgebiete –, gilt er als Begründer des „antiken Rationalismus“, insofern dieser „entmythologisiert“ (die Mythen beseitigt) und „weltlich“ argumentiert. – Dies von -600 bis +600.

b. Mittelalterliche Philosophie.

Von 800 bis 1450 prägte die Kirche – zumindest im Westen – das Denken auf spürbare und tiefgreifende Weise. Sie orientierte sich vorwiegend an religiösen (Pythagoreismus, Platonismus – auch bekannt als Stoizismus) und sogar theosophischen (EDM 04) oder magisch-mystischen Denkweisen, wie etwa dem Neuplatonismus in seinen verschiedenen Ausprägungen.

Gerade aus diesem letztgenannten Grund werden die Mittelalter von den Modernen eher verachtet, ja sogar verspottet, mit Ausnahme der Romantiker (die sie als „das dunkle Mittelalter“ bezeichneten).

Dies hindert die Scholastik nicht daran, bis heute in verschiedenen Wandlungen (Neugründungen) fortzuleben, wie etwa im Neothomismus (nach Thomas von Aquin (1225/1274), einer der führenden Figuren des mittelalterlichen Denkens), und beispielsweise vom Vatikan als Philosophie schlechthin geschätzt zu werden. Dies geschieht entgegen den Prinzipien der Aufklärung.

c. Moderne Philosophie.

Die aufstrebenden modernen Spezialwissenschaften – allen voran die mathematische Physik als „exakte“ Wissenschaft – man denke an Kopernikus, den polnischen Gelehrten, der den Heliozentrismus begründete (1473/1543), an Tycho Brahe (1546/1601; Lehrer von Kepler; bekannt für seine Einführung in die „neue“ Astronomie (1588/1602) und Johannes Kepler (1571/1630; Kosmologie) und insbesondere an Galileo Galilei (1564/1642; exakte Naturwissenschaft) – schufen inmitten der Unsicherheiten des späten Mittelalters (mit der notwendigen Skepsis) plötzlich Gewissheiten.

In diesem Sinne hat René Descartes (lat.: Cartesius; 1596/1650) die Philosophie neu begründet.

EDM 41

John Locke (1632–1704; Vater der Aufklärung im engeren Sinne) verfolgte denselben Ansatz, doch dies trifft vor allem auf die angelsächsischen Länder zu. Der Begriff „Rationalismus“ verweist auf die enorme Betonung der Vernunft, der irdischen Fähigkeit zum Denken – einer Vernunft, die anstelle kirchlicher Autorität als Norm fungiert und regelmäßig mit dem Glauben in Konflikt gerät. Seit dem 18. Jahrhundert leben wir zunehmend in einem immer radikaleren, aufgeklärten Klima. Im Bildungswesen entstand der Begriff der „Klärung nach dem finsternen Mittelalter“.

Fazit – Nach dem mythischen, ja magisch-mystischen „Glauben“ folgt die entmythologisierte, ja antimagische und antimystische „Vernunft“ (hier nicht im weiten philosophischen, sondern im engeren, aufklärerischen Sinne). Betrachten wir die Hypothese (die Gesamtheit der Voraussetzungen) mit dem für die Moderne (d. h. die moderne Kultur) charakteristischen kulturhistorischen Schema. Die Begriffe „Vernunft“ und „rational“ sind beispielsweise „Kategorien“ und unmittelbar Gemeinplätze der Moderne. Das obige dreiphasige Schema stellt somit unmittelbar eine Art „historisches Paradigma“ dar.

(b) – Das postmoderne Schema.

Ausgehend von teilweise anderen Prämissen, insbesondere hinsichtlich der „Vernunft“ und der „Rationalität“ (sowohl deren Grenzen als auch vor allem deren Irrtümer (man denke an die Umweltverschmutzung durch die angewandten Wissenschaften)), zusammen mit der Betonung des Lebens – möglicherweise vorwissenschaftlich –, das von den Denkern der Aufklärung als „irrational“ bezeichnet wurde, und der magisch-mystischen Seite eben dieses Lebens, gelangen die Postmodernen zu einem anderen kulturhistorischen Schema.

(1) Das oben dargestellte Schema bleibt in gewisser Weise erhalten.

(2) Es werden jedoch Korrekturen eingefügt. Wir möchten kurz zwei Ergänzungen hervorheben.

a. Archaisches (= primitives) Denken (*EDM 03*).

Die Ethnologie entdeckt nach und nach eine vorrationale Denk- und Lebensphase, in der das natürliche Leben, das durch Magie und Mystik aufrechterhalten und in Mythen erzählt wird (*EDM 05*), vorherrschend ist.

Während der aufgeklärte Geist dies als vorrational, ja irrational ablehnt, erfährt die Postmoderne dies als eine andere, nicht weniger gültige Form der „Vernunft“. *Vgl. EDM 18 : transempirischer oder transrationaler Standpunkt .*

b. Östliches Gedankengut (Orientalismus).

Seit der Zeit einiger Beatniks (ab 1950) haben östliche Philosophien – indische, chinesische und japanische – in den USA große Bedeutung erlangt.

EDM42

Man denke beispielsweise an Hinduismus und Buddhismus (einschließlich Zen-Buddhismus) sowie an Tantrismus (Tibet). Für den Erleuchteten ist das Sein „vorrational“, ja sogar „irrational“ (und somit ungültig, außer in Form von Poesie); für den Postmodernisten hingegen sowohl eine andere Form der Rationalität als auch eine erlösende Korrektur des einseitigen, „rational-erleuchteten“ Lebens.

Entscheidung -

(a) Der moderne Denker versucht seit Descartes und Locke, dem „Sumpf der Religionen“ mithilfe von Wissenschaft und Vernunft als Wegweisern des Lebens zu entkommen.

b) Der postmoderne Denker versucht jedoch, aus dem „Sumpf des Rationalismus“ herauszukommen, indem er „die Grenzen verschiebt“.

Während der Rationalist in Bezug auf die (wissenschaftliche und „philosophische“) Vernunft exklusiv ist, ist der Postmodernist inklusiv:

Dinge, die „rational“ (im Sinne der Aufklärung) inakzeptabel sind und beseitigt werden können (man denke an die religiösen Verfolgungen des Marxismus in kommunistischen Ländern), erscheinen ihm oder ihr nicht mehr so „irrational“ und verabscheuungswürdig.

Ganz im Gegenteil: Indem der aufgeklärte Rationalismus der Neuzeit die magisch-mystische Naturverbundenheit des Menschen bewusst oder unbewusst unterdrückte, verletzte er dessen Integrität und hemmte zugleich dessen Potenziale in tieferen Schichten. Daher rührt beispielsweise das Gefühl tiefer Unzufriedenheit und die Undurchsichtigkeit des „rationalen“ Lebens seit der Industrialisierung.

Wieder einmal: neue Kategorien, neue Gemeinplätze, neue Paradigmen! Kurz gesagt: eine neue Hypothese, um es mit platonischen Worten zu sagen. Und damit auch ein neues kulturhistorisches Paradigma.

Modelltheoretische Bemerkung.

In EDM 38 lernten wir, dass die Lösung mathematischer Probleme darin bestehen kann, gemeinsame Eigenschaften als (geheime) Voreinstellungen aufzudecken.

Nun, etwas Ähnliches geschieht hier auch.

1/ Das Original ist das Unbekannte, das zum Subjekt des Satzes wird.

2/ Das Modell ist das Vertraute, das Informationen über das Original liefert, indem es diesem ähnelt (*metaphorisches Modell*; EDM 21) oder mit ihm in Beziehung steht (*metonymisches Modell*; EDM 22).

Beide kulturhistorischen Schemata sind Modelle, die uns über ihre Ursprünge (moderne und postmoderne Prämissen) informieren. Moderne und Postmoderne werden in diesen Schemata dargestellt.

EDM43

7.-- Die alethischen („physischen“) Modalitäten. (43/49).

EDM 35 fortgesetzt .

Uns stehen nun die grundlegenden ontologischen Begriffe (und der Begriff der „Kategorien“ (siehe Exkurs)) – das Sein mit seinem Inhalt – eins, wahr (sinnlich und gut (wertvoll) – zur Verfügung. Wir können den Begriff der „Realität“ aber auch „modal“ betrachten und ein Gespür für die „Modalitäten“ entwickeln.

Es wird eine Unterscheidung getroffen:

(1) Aletische oder physikalische Modalitäten, nämlich einerseits das Reale und andererseits eine Reihe von Modalitäten, die eine Charakteristik hinsichtlich der Art und Weise einführen, wie etwas real sein kann. Dies sind, streng genommen, Modalitäten (also ontologische Modalitäten).

Die ethisch wichtigsten sind „möglich“ (im Gegensatz zu „unmöglich“ als Negation) und „notwendig“ (im Gegensatz zu „nicht notwendig“ oder auch „zufällig“ oder „kontingent“ sowie „notwendigerweise nicht“ (unmöglich)).

(2) Es werden auch ethische (moralische) Modalitäten unterschieden, nämlich „obligatorisch (muss)/nicht obligatorisch (darf nicht, verboten)“. Kurz: „muss/darf/darf nicht“. Wir werden diese moralischen Modalitäten später besprechen.

Die alethischen Modalitäten tragen diesen Namen, weil sie die „alèthes“ (verum, Wahrheit) im logischen Sinne ausdrücken. Sie werden als „physisch“ bezeichnet, weil sie die Realität als realisierte bzw. realisierbare sowie als nicht realisierbare Realität bezeichnen.

A – umgangssprachliches Vokabular.

Im allgemeinen Sprachgebrauch bezeichnet der Begriff „Modalität“ Teile oder Aspekte von etwas.

(i) Es gibt also etwas.

(ii) Es gibt Teile oder Aspekte dieser Sache: das sind ihre „Modalitäten“.

Anwendbares Modell. – Aus juristischer Sicht: Einem Rechtsakt – z. B. einem Ehevertrag – wird eine „Klausel“ als Aspekt oder Bestandteil hinzugefügt. Das ist eine Modalität davon.

Grammatische Modalitäten.

Nehmen wir, wie *GS Overdiep*, **Moderne Nederlandse grammatica* *, Zwolle, 1928, 13v.. Es wird zwischen objektiven und subjektiven Modalitäten unterschieden.

a. Objektive Modalitäten.

Der Ablauf der Ereignisse ist in einem Urteil dargelegt.

a.1.-- Einfacher Satz.

i. Zweifelhaft, Modalität, die Zweifel ausdrückt: „Würde ein Mädchen vom Baum fallen?“

EDM44

ii. Fragende Modalität: „Fällt da gerade ein Mädchen vom Baum?“

iii. Potentialis, Modalität, die Möglichkeit ausdrückt:

Möglicherweise (wahrscheinlich, vielleicht) fällt ein Mädchen vom Baum.

iv . Realis, Modalität, die Faktizität anzeigt

Ein Mädchen fällt vom Baum.

a.2.-- Zusammengesetzter (oder vollständiger) Satz.

i. Konditionalsatz, Modalverb, das eine Bedingung ausdrückt: „In diesem Fall (oder: wenn ..., dann) fällt ein Mädchen vom Baum“.

ii. Irrealis, Modalität, die Nicht-Faktizität ausdrückt: „In diesem unmöglichen Fall fällt ein Mädchen vom Baum.“

iii. Konzessiv (Konzession): „Auch wenn es unmöglich erscheint, fällt ein Mädchen trotzdem vom Baum.“

Notiz -- EDM 37 lehrte uns, dass Kategorien (= Grundbegriffe) nicht unbedingt ausgedrückt werden müssen, sondern als Hypothesen (Präsuppositionen) aktiv sind und Information liefern. Dasselbe gilt für Modalitäten: Viele Sprachnutzer kennen den Begriff (und die dazugehörige Theorie) „Modalität“ nicht. Dennoch sprechen sie, als wäre er ihnen bestens bekannt. Dies zeigt sich in den obigen Sätzen. Modalitäten lauern in unserem Sprachgebrauch meist als versteckte – manchmal tückisch versteckte – Präsuppositionen. Die platonische

hypothetische Methode (EDM 02) eignet sich hervorragend, um sie aufzudecken.

Anmerkung – Andere Grammatiken behandeln Verben, die Modalitäten direkt ausdrücken, nämlich „müssen“, „darf nicht“ oder „können“, „darf nicht“ (was ethisch ist) oder „können“, „kann nicht“ (möglich, unmöglich) (was allethisch oder physisch ist). Hier geht es nicht um implizite (und vorausgesetzte), sondern um explizite Modalitäten.

b. -- Subjektive Modalitäten.

Overdiep argumentiert, dass man eine subjektive Haltung ausdrückt – eine Interpretation oder Sinnfindung. Dasselbe gilt für die Modalitäten des Fühlens.

Anwendbares Modell. – Der Wunschsatz: „Wenn ein Mädchen vom Baum fällt“. Aber es gibt noch mehr: Erstaunen, Bevorzugung oder Feindseligkeit, Zustimmung oder Verärgerung, Ruhe oder Aufregung usw. werden entweder explizit genannt oder impliziert (kristallisiert).

Solche Modalitäten sind vielmehr im Bereich unserer Werturteile angesiedelt.

Logistische Modalitäten

Die Logistik oder Computerlogik, die im letzten Jahrhundert entstand, ist in verschiedene Teilgebiete unterteilt.

EDM45

(1) „Klassische“ Logistik .

Dies wird als „zweiwertig“ bezeichnet: In Bezug auf Urteile (auch: Aussagen, Propositionen, -- daher propositionale Logistik) kennt sie nur zwei Werte (EDM 33 : das Gute, das hier in logistischen „Werten“ ausgedrückt wird), nämlich „wahre“ Urteile und „unwahre“ („falsche“) Urteile.

übrigens ihre eigene Logik, die sich deutlich von der pythagoreisch-platonischen unterschied; sie arbeiteten mit den logischen Gültigkeitswerten „wahr/falsch“. Zum Beispiel: „Die Stadt Rom existiert“ (wenn verifizierbar, ist dieser Satz wahr); „Die Stadt Rom existiert nicht“ (wenn falsifizierbar, ist dieser Satz falsch).

(2) „Modale“ Logistik.

Diese Skala ist mehrdeutig. – Neben den Werten „wahr/falsch“ kennt sie auch die Werte „möglich/notwendig“. Dinge, mit denen sich Aristoteles bereits befasste.

Fazit. – Aus dem tatsächlichen Sprachgebrauch der Berechnungslogik geht eindeutig hervor, dass ein Mindestmaß an ontologischen Konzepten entweder explizit verwendet oder implizit vorausgesetzt wird. Wie hier etwa die ontologische „Güte“ (Wert).

Aber auch die Anwendung von Modalitäten ist ontologischer Herkunft und Wesensart.

Nun versteht man besser, warum wir der Ontologie für jede Logik und ihre Anwendungen unbedingt Priorität einräumen: Sie ist – ob ausdrücklich oder nicht, ob mit oder ohne Zustimmung – im logischen Sprachgebrauch implizit enthalten. Daher sollte dies ganz ausdrücklich und unmissverständlich geschehen.

B. Ontologischer Sprachgebrauch.

G. Jacoby, *Die Ansprüche der Logiker auf die Logik und ihre Geschichtschreibung*, Stuttgart, 1962, reduziert die vielen Modalitäten (streng logisch gesehen) kategorisch auf die Notwendigkeit und die damit verbundenen Negationen: notwendig und **(i)** nicht notwendig oder **(ii)** notwendigerweise nicht.

Identisch: Eine Identität (Essenz, Seinsform, Sein(das)) wird entweder als notwendig oder als notwendig-mit-Negativität erfahren.

Anmerkung: Laut Jacoby vermischen die Begriffe „problematisch“ (möglich/unmöglich), „assertiv“ (real/unreal) und „apodiktisch“ (notwendig) logische (notwendig, möglich, unmöglich) mit ontologischen

(real, möglich (akzidentell, nicht notwendig), unreal) Modalitäten und verschleiern so deren Analyse.

Gott wurde als notwendig, seine „Ideen“ als möglich und die faktische Welt als real bezeichnet. Daher die traditionelle Liste der Modalitäten.

EDM46

Das Konzept von „vielleicht“, „wahrscheinlich“.

Hier haben wir es mit einer Untermodalität des „Möglichen“ zu tun. Beginnen wir mit einer Situationsbeschreibung einer Möglichkeit in Form einer Wahrscheinlichkeit. Dies soll die Sache verdeutlichen.

Der Satz lautet: „Es ist wahrscheinlich, dass „nackte Cicciolina“ (*Anmerkung:* Ilona Staller, Pornostar in Italien, aber ungarischer Herkunft, Mitglied des Parlaments seit Juni 1987) – aufgrund ihres Nacktauftritts in Viareggio bei Pisa am 19.06.1987 – wegen „Angriffs auf die öffentliche Moral“ vor Gericht gestellt wird.

La Cicciolina ist ***übrigens eine paradoxe Figur.*** Vor ihrer Fernsehkarriere bezeichnete sie sich als Katholikin, die zwar nicht immer die Sonntagsmesse besucht, aber dennoch wöchentlich zur Beichte geht. Sie ist jedoch überzeugt, dass die Tabus (sie lehnt die klassische Metaphysik ab, auf der diese Tabus beruhen) in Bezug auf Sexualität im Grunde Heuchelei sind.

Sie hat dafür sicherlich ein Argument: Wann immer sie in der Vergangenheit mit einer Klage konfrontiert war, drohte sie damit, die Namen ihrer prominenten Sexualpartner preiszugeben. Folglich verliefen die Gerichtsverfahren im Sande.

Darüber hinaus war die besagte Vorstellung in Viareggio so gut besucht, dass die reservierten Plätze, darunter auch zahlreiche Journalisten, so stark frequentiert waren, dass die Veranstalter einen deutlich größeren Veranstaltungsort als das „Il Gabbiano“ (Die Möwe) suchen mussten, wo der Pornostar regelmäßig auftrat. Unter den lokalen Politikern stellte sich ein sozialistischer Stadtrat auf ihre Seite.

Es gibt jedoch Gegenargumente: Artikel 528 des italienischen Strafgesetzbuches verbietet „unzüchtige Darstellungen“; unter den lokalen Politikern stimmten sowohl Kommunisten als auch Christdemokraten gegen sie; eine italienische Interessengruppe „zur Verteidigung moralischer Werte“ kündigte an, sie werde „alles Mögliche tun (*Anmerkung*: Beachten Sie die Modalität)“, um zu verhindern, dass die „nackte Cicciolina“ tatsächlich einen Sitz im Parlament einnimmt.

Hier haben Sie eine (viel zu) kurze Beschreibung der Situation.

Was folgt logisch aus einer solchen Situation (die sich in der Zwischenzeit natürlich weiterentwickelt hat)? Wir stehen vor einer Reihe von Möglichkeiten: Es ist – sehr (extrem), wirklich, kaum, absolut nicht – wahrscheinlich, dass „die nackte Cicciolina“ verklagt wird. Oder: Es scheint, dass ... usw.

EDM47

Beachten Sie Folgendes: In diesem Fall handelt es sich um eine Situation, die bewertet wird und aus der man Schlüsse zieht. Angenommen, man möchte hypothetisch annehmen: „Wenn alle Elemente der Gesamtsituation gegeben sind, dann ist es äußerst unwahrscheinlich, dass La Cicciolina rechtlich belangt wird.“ – Wenn man – mit Platon – die Tatsache, dass man logische Schlüsse aus Voraussetzungen zieht, als „Dialektik“ bezeichnet, dann handelt es sich hier um Situations- oder, allgemeiner, historische (aus historischen Situationen abgeleitete) Dialektik. Vgl. *EDM 02* .

Die Interpretation eines Begriffs wie „wahrscheinlich“.

Das eben Gesagte klingt abstrakt, ja fast lebensfremd. Doch so ist es nicht!

Bibliothek StraÙe: John Cohen, *Chance, Skill and Luck* (*Die Psychologie des Ratens und Glücksspiels*), Utrecht/Antwerpen, 1965, 165v..

a. Der Interpretationstest

Dies wird von zehnjährigen Mädchen aufgeführt.

Gegeben: „Was bedeutet der Satz „Es wird wahrscheinlich regnen?“?“
Gesucht wird die korrekte Bedeutung, insbesondere des Adverbs „wahrscheinlich“.

B. Die Ergebnisse.

Hier sind einige Antworten.

Mädchen 1. – „Das Wort ‚wahrscheinlich‘ bedeutet, dass es regnen könnte oder vielleicht regnen wird. Oder: dass es sehr wahrscheinlich ist oder dass es überhaupt nicht regnen wird.“

Mädchen 2.a. „Es ist sehr wahrscheinlich, dass es regnen wird. – Ich nehme an, es wird regnen (...). – Ich bin mir nicht sicher, ob es regnen wird (...). – Ich weiß nicht, ob es regnen wird oder nicht. – Ich glaube, dass es regnen wird.“

Mädchen 2.b. „Es könnte anfangen zu regnen. – Ich glaube, es wird regnen. – Ich bin mir sicher, dass es regnen wird. – Ich bezweifle, ob es regnen wird.“

Mädchen 3. „Es könnte stark regnen. Es könnte donnern und blitzen. – Es wäre lustig: Du würdest es bestimmt sehr genießen. Er wird dich bestimmt abholen kommen.“

Anmerkung: Die Organisatoren des Prozesses haben wahrscheinlich nicht berücksichtigt, dass die Frage mehrdeutig ist:

(i) Was bedeutet der Satz (...) und

(ii) Was denkst du persönlich darüber: „Wird es jetzt regnen oder nicht?“ In jedem Fall haben die Kinder diese beiden Interpretationen umgesetzt, wie aus den Antworten hervorgeht.

Statistische Induktion

Die Ergebnisse sind Stichproben. Wenn man sie zusammenfasst (*summative Induktion*; EDM 39), erhält man Prozentsätze (Teilmengen).

(i) Ungefähr die Hälfte der Mädchen interpretiert den Satz als „Es ist wahrscheinlicher, dass es regnet, als dass es nicht regnet.“

EDM48

(ii) etwa 45 Prozent sagen: „Es ist fast, aber nicht ganz sicher, dass es regnen wird.“

(iii) Etwa fünf Prozent: „Es könnte genauso gut regnen wie nicht.“

Gruppe 1 schätzt richtig ein: „Es ist wahrscheinlicher, dass ...“.

Gruppe 2 überschätzte: „Es ist fast, aber nicht ganz sicher, dass“.

Gruppe 3 unterschätzt: „Es könnte genauso gut möglich sein wie nicht.“

Wiederum eine Differenz oder Spanne, die von Unterschätzung über korrekte Schätzung bis hin zu Überschätzung reicht.

Übrigens: Wenn das Ergebnis der kombinierten Stichproben hundert Prozent wäre („alle Elemente der Gesamtmenge“), würde man von „universeller Induktion“ sprechen; jetzt aber ist es nicht hundert Prozent (einige Elemente der Gesamtmenge; Teilmenge); daher sagt man „statistische Induktion“.

Anmerkung: Dieser Test bezieht sich nun nicht mehr auf eine Situation, sondern auf Wörter (linguistischer Test). Hier leitet man aus den Wörtern ab, wie die Interpretation lauten sollte. Die bloßen Wörter werden aus dem Kontext der gesamten Lebenssituation herausgelöst. Die Dialektik gilt nun ausschließlich für die Sprache.

Der Begriff „unmöglich“ bzw. „absurd“.

Insbesondere Mathematiker verwenden den Begriff des „Widerspruchs“. Lassen Sie uns diese Modalität kurz untersuchen.

Anwendbares Modell. -- „Rundes Quadrat“.

Wie lässt sich beweisen, dass etwas wie dieses zwar in Worten (nominal) gesagt, aber nicht wirklich gedacht werden kann (wirklich)? Anders ausgedrückt: Man spricht die widersprüchlichen Begriffe aus, kann sie aber unmöglich als real denken.

Kap. Lahr, Logique , 495, erklärt.

Lahr zerlegt die wörtliche oder nominelle Gesamtheit in ihre Teile.

a. Fläche: Wenn man von der 'Fläche' ausgeht, stellt man lediglich fest, dass sowohl ein Kreis (Ring, Kreis) als auch ein Quadrat eine Fläche sind.

b.1. Geometrische Form der Linien: Die gekrümmte Linie kann nicht mit den vier geraden Linien des Quadrats koexistieren (Beweis 1).

b.2. Länge der Linien, die vom Mittelpunkt, vom Kreis und vom Quadrat aus gezogen werden: Beim Kreis sind sie alle gleich lang (Radien); beim Quadrat sind sie unterschiedlich lang (was im Widerspruch zu „alle gleich“ steht).

B. Russell sagt 1905: „Es ist unwahr, dass es genau ein x gibt, das gleichzeitig rund und quadratisch ist.“ (*D. Vernant, Introduction à la Phil. dl logique* , 94).

Versuchen Sie zu beweisen, dass auch nicht empfundener Schmerz oder eine tatsächlich unendliche Zahl unmöglich sind. Dass sie einen inneren Widerspruch enthalten.

EDM49

Appl. mod.-- „Zwei plus zwei ist zum Beispiel fünf.“ – Wie lässt sich zeigen – „beweisen“ ist ein starkes Wort –, dass dies „unmöglich“ (undenkbar, unlogisch, absurd) ist?

a. Wir beschreiben es einfach.

i. Nominal (nomina bedeutet im Lateinischen „Namen“, di bedeutet „Wörter“) ist dies möglich: Man kann beispielsweise sagen: „Zwei plus zwei ist fünf“

ii. Real (= faktisch; vgl. „res“ als objektive Realität; *EDM 31*) ist etwas anderes:

ii.a. gleichzeitig an „zwei plus zwei“ und (z. B.) „fünf“ zu denken, aber als getrennte Konzepte – das funktioniert;

ii.b. Aber „zwei plus zwei“ als „fünf“ (z. B.) zu betrachten, also als die Summe der beiden einzelnen Terme, - das funktioniert nicht.

b. Identisch:

Angenommen, „zwei plus zwei wäre beispielsweise fünf“ (= Gegenmodell), dann hätten die Zahlen und die Rechenoperationen keine

Identität mehr (Separierbarkeit). Sie wären nicht mehr identifizierbar. Daraus würde korrekterweise folgen, dass beispielsweise „zwei plus zwei auch sieben sein kann“ – dass „fünfunddreißig plus zwei auch einhundertdreißig sein kann“.

Begründung: Wenn die Identität an einer Stelle gebrochen ist, ist sie es möglicherweise auch in allen anderen Fällen (eine Menge weist hier eine Dichotomie (Komplementarität) auf). Verliert in einer Grundmenge – beispielsweise von Zahlen – ein Element seine Identität, verlieren alle anderen sie sofort ebenfalls, da sie ein einheitliches System bilden (Kohäsion). Wir werden gleich sehen: „Was ist, ist“ und „Was so ist, ist so“ (Gesetz der Identität). Nun, genau dieses Gesetz wird hier, in dieser absurden Summe, verletzt.

c. Paläomythegorean.

Antike-Experten – z. B. W. Jaeger – erklären, dass seit dem Paläopythagoreismus der Begriff der „Harmonie“ – also der Integration und unmittelbar der „Kohäsion“ ohne Widerspruch – zu den grundlegenden Begriffen (Kategorien; EDM 36) des altgriechischen Denkens und Lebens (z. B. in der griechischen Kunst) gehört. So betrachtet ist „zwei plus zwei gleich vier“ harmonisch, „zwei plus zwei gleich fünf“ hingegen disharmonisch. Die Teile lassen sich nicht widerspruchsfrei zu einer Einheit, einem sogenannten „System“, zusammenfügen.

Anmerkung: Man sagt auch – für pythagoreische „Harmonie“ – „Konsistenz“, d.h. Abwesenheit von Widerspruch, Mangel an Widersprüchlichkeit.

Fazit. -- Wir sahen sofort zwei Beispiele für das, was Reichenbach als „logisches Testen“ bezeichnet (EDM 16).

EDM50

8. – Sein und Nichts. (50/57)

Wir weichen – sehr kurz – von Modalitäten im strengen Sinne ab, um zu betrachten, was – nach Ansicht einiger Denker – ebenfalls eine

„Modalität“ ist (möglicherweise eines Teils von allem, was ist, möglicherweise von allem, was ist), nämlich das „Nichts“.

a. – Die traditionelle Lehre

Bibliothek Straße: Désiré Mercier, *Logique*, Löwen, Paris, 1922-7, 107s..

Im Lateinischen heißt „nichts“ entweder „nihil“ oder „nil“.

(1) Die klassische These zu diesem Thema

Dies war: **a.** Es gibt alles, was ist (= Sein); **b.** außerhalb dieses Seins gibt es absolut nichts (im faktischen oder realen Sinne); man sagt auch in nominaler (rein verbaler) Sprache: „Außerhalb des Seins gibt es nur absolutes Nichts“ (wobei explizit angenommen wird, dass dieses absolute Nichts tatsächlich absolutes Nichts ist) (EDM 09: „Sein ist transzendent“). Denn letztlich ist das Sein alles, was nicht Nicht-Nichts ist. Absolutes Nichts – um diesen nominalen Begriff zu verwenden, der lediglich eine rhetorische Figur ist – ist nirgends zu finden und ... lokalisierbar (EDM 09).

(2) Der klassische Satz

Es ging noch weiter: Es gibt tatsächlich so etwas wie das „relative oder relative Nichts“ (das Gegenteil von „vollständigem oder absolutem Nichts“). Dieses ist überprüfbar (auffindbar, feststellbar). – Innerhalb dieses relativen Nichts unterscheidet man im Wesentlichen zwei Arten.

ich. Nihil negativum (negatives Nichts).

Man leugnet das Sein (niemals das absolute Sein).

Anwendungsbeispiel – Jemand sucht in einem Raum nach „etwas“ und findet „nichts“. Er/Sie sagt: „In diesem Raum ist nichts.“ Dies bezieht sich eindeutig auf ein relatives Nichts: Man findet dort nichts Besonderes – z. B. keine Gegenstände (beachten Sie die Verneinung von „Gegenstände“: „keine“ Gegenstände). – Streng ontologisch gesehen ist jedoch tatsächlich etwas vorhanden: Luft – vielleicht Bakterien in dieser Luft usw. Man sagt dann auch: „Dieser Raum ist leer.“

ii. Nihil privativum (nichts, was Raub ausdrückt).

Man leugnet das Sein. Aber dann gibt es da noch das „Sein“, das, was normalerweise, idealerweise gesprochen, existieren sollte.

Angewandte Mod . – Alles Böse – sei es physisches Böses (z. B. eine Naturkatastrophe) oder ethisches (moralisches) Böses (Sünde, Skrupellosigkeit) – ist die Tatsache, dass etwas fehlt, was vorhanden sein sollte, nämlich das physische oder ethische Gute (der Wert). Dieses Nichtsein drückt Enttäuschung („Frustration“) aus. „Hier ist nichts von dem, was wir erwartet hatten.“ Es ist eine negative Bewertung.

EDM51

Abschweifung.

Bibliothek Straße:

– O. Vernant, *Introduction à la philosophie de la logique* , Brüssel, Mardaga, 1983, 92ss..

-- B. Russell, in seinen *Principles of Mathematics* , London, 1937-2.

Russell betonte, dass der offensichtliche Widerspruch darin liegt, dass man behauptet, ein Objekt namens „A“ besitze keinerlei Sein. „Der Ausdruck ‚A ist nicht‘ muss beispielsweise immer entweder falsch oder bedeutungslos sein.“ Argument durch Widerspruch: Angenommen, A wäre nichts (= das Gegenmodell), dann könnte der Satz „A ist nicht“ gar nicht ausgesprochen werden. Denn „A ist nicht“ impliziert, dass es **(i)** einen Begriff „A“ gibt, **(ii)** dessen Sein verneint wird.

Konsequenz: „A ist“ – Vernants Kommentar: Von einem Objekt zu sprechen (= dieses Objekt beispielsweise „A“ zu nennen) scheint nur dann möglich zu sein, wenn dieses Objekt ein Mindestmaß an „Sein“ besitzt.

Es sei denn – so sagt er – man interpretiert die Begriffe als „flatus vocis“ (eine bloße Verdrängung von Luft durch die Stimme; mit anderen Worten: rein nominal).

Anmerkung: Klassische Theologien besagen wiederholt (und traditionelle Katechismen sofort): „Gott erschafft alles aus dem Nichts“.

Tatsächlich besagt die biblische (streng monotheistische) Gottheit – Jahwe, die Dreifaltigkeit – zuallererst Folgendes:

- (i) Gott erschafft alles außerhalb von ihm (verursacht „sein“) und
- (ii) dass nichts außerhalb von ihm geschaffen wird.

Auch hier haben wir einen nominalen Ausdruck: „Gott erschafft alles aus sich selbst, d. h. aus dem Nichts außerhalb von ihm.“ „Alles aus sich selbst“ ist faktisch (real); „nichts außerhalb von ihm“ ist ebenfalls faktisch. „Aus dem Nichts“ ist nominal.

Es sei darauf hingewiesen, dass es sich hierbei um echten Kreationismus (Glaube an die Schöpfung) handelt und nicht unbedingt um Emanatismus (die Annahme, dass alles, was außerhalb Gottes existiert, naturgemäß notwendig ist und jenseits seines freien Willens liegt, „von ihm ausgeht“ („ekroè“, emanatio, Ausfluss)).

Man beachte: Es heißt nicht, dass „Gott das gesamte Sein erschaffen hat oder erschafft“, denn er erschafft nur das, was außerhalb seiner selbst ist; er selbst ist ungeschaffen.

Dies hindert die Geschöpfe, insbesondere die freien und unabhängigen („autonomen“) Wesen, nicht daran, über wahre „Schöpferkraft“ zu verfügen. Die schöpferische Kraft der Geschöpfe ist die „Teilhabe“ an Gottes Schöpfung.

Schlussfolgerung. – Gott erschafft alles aus dem Nichts – außerhalb – seiner selbst, das heißt aus seinem eigenen unendlichen Reichtum des Seins.

EDM52

b. Nicht-ontologischer Sprachgebrauch.

Es gibt mittlerweile verschiedene Ausdrucksweisen, die vom klassischen Sprachgebrauch abweichen. – Wir betrachten einige Beispiele.

b.1 .-- Psychoanalytische Sprache.

Ein Teil der Anhänger (und Interpreten oder Neuinterpreten) von S. Freud (1856–1939; Begründer der Psychoanalyse) äußert sich wie folgt: „Das Leben, dessen wesentlicher Kern, vielleicht sogar der wesentlichste selbst, der ‚Eros‘, die Erotik (im extrem weitesten Sinne, sodass selbst ein Säugling etwas ‚Erotik‘ empfindet), ist von Anbeginn an wesentlich und von ‚Nichts‘, ja von ‚Vernichtung‘ geprägt. Dies manifestiert sich aus den Tiefen des Unbewussten und/oder Unterbewussten in:“

- i. 'Todestrieb' (der Wunsch, sich selbst zu töten) und
- ii. der Wunsch, andere zu töten (z. B. zu verstümmeln, zu verletzen usw.); dies wird als „Angriffstrieb“ oder „Aggression“ bezeichnet. Vgl. Ch. Rycroft, *Dictionnaire de psychanalyse*, Paris, 1972, S. 132.

G. Bataille (1897/1962).

R. Devos bemerkt in **De tranen van Eros** (Einführung in Georges Bataille), in: *Streven* 1987 (Juli), S. 933/935, dass in G. Batailles letztem Roman, ** Les larmes d'Eros** (übersetzt: ** De tranen van Eros**, Nijmegen, 1986), die These Anklang findet: „Eros und Thanatos (das altgriechische Wort für Tod) existieren in einem. Lust und Leid – zum Beispiel – existieren in einem: Lust ist Leid und Leid ist irgendwo Lust. In der Erotik erhält das Sein (das sogenannte Leben) seinen Sinn erst dadurch, dass dieses Sein die Grenze zum Nichtsein (dem sogenannten Tod) überschreitet.“

Man beachte die These von Bataille, der bereits 1923 ein Anhänger Nietzsches war.

Laut Bataille ist das Leben, interpretiert auf eine höchst erotische Weise, unerträglich, da es zum Tod führt. Er glaubt, dass sich diese These anhand der Kunst und ihrer Geschichte, von der Vorgeschichte bis hin zum Surrealismus (einer Kunst- und Lebensbewegung, die um 1924 entstand und bis heute andauert), belegen lässt.

Anmerkung – Es ist sofort ersichtlich, dass die Beschreibung des Lebens durch „was ist“ und des Todes durch „was nicht ist“ einer ontologisierenden Metapher gleichkommt – einer rhetorischen Figur, die ontologisch unmöglich, aber nur im umgangssprachlichen Sinn sinnvoll

ist (und selbst dann nicht). In einer solchen Rede kommt eine gewisse Frustration zum Ausdruck – siehe nihil privativum. Nicht mehr.

EDM53

Umgangssprachlich könnte es so klingen: „Das Leben endet im Nichts – im Nichts, im Nichts des Todes“ (so sprechen die Enttäuschten, Verbitterten, Grolligen). Es ist das entbehrungsreiche Nichts negativer Werturteile. Wenn nötig, werden diese in Theorien umgewandelt. In das, was man „negatives Denken“ nennen könnte (EDM 35).“

b.2. -Enttäushtes Leben im Laufe der Zeit.

Manchmal hört man es so verkündet: „Die Vergangenheit ist nicht mehr; die Zukunft ist noch nicht; das Jetzt ist eine Art Nullgrenze zwischen beiden.“ In Heideggers Terminologie: Die drei zeitlichen Ekstasen werden negativ ausgedrückt. Es ist jedoch klar, dass die Bezeichnung des Jetzt als Nullgrenze eine rhetorische Figur ist. Tatsächlich mag das Jetzt durchaus ein Moment des Unglücks oder der Fehleinschätzung sein, aber es ist keine Nullgrenze im strengen Sinne des Wortes. Man erlebt nicht das absolute „Null“ (als reine Grenze). Es gibt zumindest eine minimale Dauer.

Vgl. B. Kuznetzov, C. Fawcett/ RS Cohen (Hrsg.), *Reason and Being* , Dordrecht, 1986.

Umgangssprachlich: „Das Leben ist dreimal ‚nichts‘: Die Vergangenheit ist jetzt ‚nichts‘; die Zukunft ist jetzt (noch) ‚nichts‘; die Gegenwart ist ‚nichts‘.“

b.3.-- Heideggersches „Nichts“.

Bibliothek Straße: R. Regvald, *Heidegger und das Problem des Kindes* , Dordrecht, 1987.

Das „Nichts“ wird in einer bestimmten Verwendung Heideggers (1889/1976; nationalsozialistisch gesinnter Existenzialist) als „das ganz andere zum Seienden“ bezeichnet. Soweit man Heidegger mit seinen tiefgründigen Gedanken und seiner Poetik in diesem Kontext verstehen kann, scheint es darauf hinauszulaufen: Innerhalb der Wirklichkeit

(„das Sein“) – ja, im Wesen dieser Wirklichkeit selbst – wirkt eine Art Negation, und zwar eine aktive Negation. Das Nichts ist in diesem Sinne vom Sein selbst umfasst.

Vielleicht können wir, gewöhnliche Menschen, dies verstehen, wenn wir bedenken, dass – in Heideggers ursprünglicher Gedankenkette – das „Dasein“ ein „sein zum Tode“ ist: ein Sein, das zum Tod führt.

Das ähnelt, wie die vorhergehenden Interpretationen des „Nichts“, stark dem Denken der Frustration, das mit relativem Nichts in Form von Entbehrung, dem Mangel an dem, was sein sollte, konfrontiert ist. Heidegger, der an der „Destruktion“ der gesamten westlichen Denkweise arbeitet (in Nietzsches Fußstapfen), wird dazu sagen, dass wir ihn nicht richtig verstehen und ihn auf allzu traditionelle Weise neu interpretieren.

EDM54

Fazit . – Die zuvor genannten Denker liefern mit ihrem „Nichts“ nirgends Beispiele, die über den traditionellen Rahmen des „negativen“ und „privativen“ Nichts hinausgehen – selbst wenn sie, wie Heidegger, die Gesamtheit des negativen und privaten Nichts im Sein (der Realität) im Begriff „Nichts“ zusammenfassen, als aktive Negation im Wesen allen Seins. Als summative Induktion (EDM 39; 47) nicht schlecht. Doch oft zu poetisch und zu tiefgründig.

Notiz -- 'Differenti(al)sme',

Differenz- und Lückendenken, im Gegensatz zum „Asimilismus“ (Ähnlichkeits- und Kohärenzdenken) und auch zum „Identivismus“ (Identitätsdenken; EDM 24ff .; das Identitätsdenken berücksichtigt sowohl Differenz und Ähnlichkeit als auch Lücke und Kohärenz gleichzeitig).

Bibliothek Straße: Fr. Laruelle, *Les philosophies de la différence* (*Einführungskritik*), Paris, 1986, 60er Jahre. (*Le différence de Heidegger par rapport à l'idéalisme*), 121ff. (*Derrida zwischen Nietzsche und Heidegger*).

Seit Nietzsche (1844–1900; Philologe, seit 1889 unheilbar psychisch krank) gab es Denker – M. Heidegger, Gilles Deleuze (1925–1995), Jacques Derrida (1930–2004); „Grammatologen“ (Denker, die das geschriebene Wort betonen), die überall die „Dekonstruktion“ (Dekonstruktion) hervorheben –, die stets das Unterschiedliche und Trennende betonen. Das ist genauso einseitig wie die ständige Betonung von Ähnlichkeit und Kohärenz. Das mag erklären, warum Heidegger das Nichts als „das gänzlich Andere im Vergleich zum Sein“ definiert. Solange es anders ist. Solange eine Kluft besteht. – Vielleicht kann man hier von Nihilismus sprechen, der Tendenz, das Unbedeutende, das Nichts, das Sein (die Realität) ist, zu betonen.

Bibliothek Straße: *Magazine littéraire* (Paris), Nr. 279 (1990: Juli/August), Nihilismus (Tourgeniev, Dostoevsky, -- Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, Heidegger, -- de Sade, Flaubert, Jarry, 'Dada', Céline, Dubuffet, Cioran, Jaccard, -- Rorty, -- Vattimo), ist eine Ausgabe, die dem Nihilismus (der Aktualität des Nihilismus) gewidmet ist und die „aktive Negation innerhalb der Realität“ entwirrt, die insbesondere von Menschen, freien Wesen, ausgeübt wird.

Für Nietzsche war der Nihilismus die Krankheit der europäischen Kultur: Individualismus (Egozentrismus), Atheismus und der damit einhergehende Pessimismus (Groll, Schwermut, Trübsinn) sind seine Bestandteile. „Negatives“ Denken, verbunden mit Enttäuschungen, offenbart die „Nichtigkeit des Lebens“.

EDM55

c.-- Das Lust- und Realitätsprinzip nach S. Freud (1856/1939).

Wir haben gerade gesehen, wie die Realität – das „Was ist“, das „Sein“ – auf enttäuschende Weise funktioniert. Wie manche Denker ihre Erfahrungen mit dem „Nichts“ zu einem Pessimismus gegenüber der Natur und vor allem der Kultur verallgemeinern.

Wir wollen uns nun auf das konzentrieren, was seit 1955 (dem Beginn der Postmoderne) als „Sex“ bezeichnet wird. Hierbei kann uns Freud mit seiner neuen Sexualwissenschaft als Wegweiser dienen.

(A)-- Unser gesamter psychischer Apparat (gemeint ist: unser inneres Leben) wird - nach der Psychoanalyse - von einer großen Prämisse bestimmt, nämlich dem sogenannten Lustprinzip: „Uns selbst Lust verschaffen - Erfahrungen der Lust - und Erfahrungen der Unangenehmheit vermeiden“.

(*Dina Dreyfus, Freud (Psychanalyse: Textes choisis*), Paris, 1963, 172/175 (*Principe de plaisir et principe de réalité*). Die für jeden sichtbare und greifbare Tatsache (*phénoménal*; EDM 17), dass unser Verhalten zumindest größtenteils das Streben nach Lust und die Vermeidung von Unlust erkennen lässt, beweist – laut Freud –, dass eine nicht unmittelbar gegebene Voraussetzung wirkt, nämlich das Lustprinzip (*rational*; EDM 18). Dieses steuert uns aus unseren unbewussten und unterbewussten Schichten heraus.

Ein Beispiel.

Freud liefert in seinem Buch „ *Die Zukunft einer Illusion* “, London 1948, selbst eine Erklärung.

Wir sprachen gerade über die feindselige Haltung gegenüber der Zivilisation. Diese wird durch den von ihr ausgeübten Druck verursacht – durch die von ihr geforderten Kränkungen der Instinkte.

Angenommen, das Gegenmodell greift: Alle Verbote sind aufgehoben! Nach dieser Annahme könnte man sich jede Frau, die einem gefällt, schnappen; man könnte seinen Rivalen oder jeden, der einem im Weg steht, ohne zu zögern töten; man könnte einen Mitmenschen ohne dessen Zustimmung jeglichen Besitz rauben.

Wie „schön“ wäre so etwas! Welch eine Reihe von Befriedigungen würde uns das Leben in diesem Fall bieten! (*M. Bonaparte, Übers. S. Freud, L'avenir d'une illusion* , Paris, 1976-4, 21).

Anmerkung – „Hedon“ bedeutet im Altgriechischen „Vergnügen“. Hedonismus bezeichnet jene Denk- und Lebenseinstellung, die das Vergnügen in den Mittelpunkt stellt. Epikur von Samos (Epikur (– 341/279; Begründer des Epikureismus)) vertrat nach antiken Maßstäben eine ähnliche Auffassung. Freud scheint, bewusst oder

unbewusst, der Tatsache Priorität einzuräumen, dass der Mensch dem Hedonismus einen hohen Stellenwert einräumt.

EDM56

EDM 14 (Präferenzmethode) weist bereits darauf hin, dass die Annahme, der Mensch sei aus irgendeinem egoistischen Grund auf Vergnügen ausgerichtet, „auf keiner gesicherten Tatsache in unserer Welt beruht“ (Ch. S. Peirce). Daher ist die „Rationalität“ einer solchen Theorie zweifelhaft.

In jedem Fall ist es eine einseitige Betrachtung: Auch im menschlichen Verhalten lässt sich eine deutliche Tendenz zur Selbstaufopferung erkennen. Aber weiter komme ich nicht.

Anmerkung – Es fällt auf, dass Freud in seiner lyrischen Beschreibung einer Welt ohne ethische Normen und Sanktionen eine einseitige, männliche Perspektive einnimmt („macho“, „phallokratisch“). Wie würden beispielsweise Frauen in einer unethischen Welt reagieren? Vielen zeitgenössischen Frauen scheint es, als würde Freud die weibliche Perspektive verdrängen, ja unterdrücken: Wie oft erscheint die Frau bzw. die Mutter in seinen Werken schließlich als „Objekt“ (des Begehrens – des männlichen Begehrens)?

(B) – Unser Innenleben wird laut Freud auch von dem bestimmt, was er das „Realitätsprinzip“ nennt. Hören wir uns den Text an.

„Doch unter dem Druck des großen Erziehers, der Notwendigkeit, dauert es nicht lange, bis die Tendenzen des Selbst das Lustprinzip durch eine Veränderung ersetzen: Die Aufgabe, das zu vermeiden, was Unbehagen verursacht, drängt sich ebenso nachdrücklich auf wie jene, die das Lustgefühl fördert. Das Selbst lernt, dass es notwendig ist, die unmittelbare Befriedigung aufzugeben (...), zu lernen, manche schmerzhaften Dinge zu ertragen (...)“ (D. Dreyfus, oc, 173).

Ein Beispiel.

Die Zukunft einer Illusion bestätigt: „Aber die erste Schwierigkeit (*Anm* .: auf dem Weg zum zügellosen Hedonismus) offenbart sich –

wahrheitsgemäß – schnell: Mein Nächster hat genau die gleichen Wünsche wie ich, und deshalb wird er mich nicht mit mehr Respekt behandeln, als ich ihm entgegenbringe.“ (M. Bonaparte, oc, 21).

Anmerkung – Nach Freuds Argumentation sind es nicht gewissenhafte (ethische), sondern lediglich soziale Tatsachen, die als Korrektiv zu ungezügelter Genusssucht wirken. Der von R. Girard hervorgehobene „mimetische Effekt“ fungiert als Gegenpol.

- (i) Ich handle egozentrisch und triebgesteuert;
- (ii) Mein Nachbar sieht dieses Bild und ahmt es nach (er imitiert es);
- (iii) Ergebnis: Konflikt konkurrierender, ungezügelter Wünsche.

EDM57

Anmerkung: Dies ist eine der möglichen Stellen, an denen eine Eigenschaft der Auffindbarkeit des „Seins“ (= Realität) erwähnt werden könnte: „Widerstand“:

A. Destutt de Tracy (1754/1836) und Maine de Biran (1766/1824) thematisieren diesen Aspekt des Seins.

W. Dilthey (1833/1911; Begründer der hermeneutischen Geisteswissenschaft) erörtert dies wesentlich ausführlicher.

Nicolai Hartmann (1882/1950) behauptet, dass wir, wenn wir Widerstand erfahren – wörtlich: mit ihm zusammenstoßen –, sofort Gewissheit über den Aspekt der „Existenz“ (EDM 33: *Existenz*) jeder Realität erlangen.

Max Scheler (1874–1928; Axiologe) geht sogar so weit zu behaupten, dass „Widerstand“ die Realität selbst sei.

Anmerkung: Es ist deutlich, dass Freud mit seiner Beschreibung des „Realitätsprinzips“ den „Widerstand“ als das beschreibt, womit unsere Lustbedürfnisse kollidieren (basierend auf Freuds Nachahmungsprinzip). Er nennt dies „Notwendigkeit“: Das Ich mit seinen Wünschen ist buchstäblich „gezwungen“, auf unmittelbare Bedürfnisbefriedigung zu verzichten und sie auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben.

(C).-- Das Seelenleben kann nun mehr als einen Ausweg erfahren.

(C).1. S. Freud selbst liefert ein Beispiel: „Bei näherer Betrachtung: Wenn die durch die Zivilisation bedingten Hindernisse verschwänden, könnte nur ein einziger Mensch unbegrenztes Glück genießen – ein Tyrann, ein Diktator, der alle Mittel des Zwangs monopolisiert hat.“ (M. Bonaparte, oc, 21).

Anmerkung: Das ist der Wunschtraum – die Fantasie – in ihrer verwirklichten, erreichten, unmittelbar erfolgreichen Form.

(C) 2. A. G. Bataille (EDM 52), der dieses von Lust geprägte Leben jedoch als unerträglich empfindet (als führe es zum Tode), scheint dem Gegenmodell von Freuds Urhordenführer anzuhängen: einem gescheiterten (oder zumindest allmählich scheiternden) Wunschtraum, der im Grunde unerfüllt bleibt. Mit folgender Argumentation: Wenn ungezügelter Begierde absolutisiert wird (unbeugsam daran festgehalten wird), dann folgt die „absolute“ (vollständige) Enttäuschung (Frustration).

Was uns angesichts des nichtslosen Nichts konfrontiert: „Es ist nichts in der realen Welt.“ Gemäß der Utopie des Wunschtraums – der, wie Platon meint, so oft in unseren tiefen Nachträumen erscheint – ist das (nichtslose) Nichts das Zeichen für etwas, das da sein sollte, aber einfach nicht da ist.

EDM58

9. – Als unantastbar („heilig“) zu gelten. (58/64)

Dies berührt die Prämisse der sogenannten ethischen (moralischen) Modalitäten (EDM 43: obligatorisch/nicht obligatorisch/nicht obligatorisch). Die Handlung einer freien Person kann beispielsweise obligatorisch, nicht obligatorisch oder nicht obligatorisch sein.

Seit einer modernen Tradition findet sich im Deutschen der Ausdruck „Sein/Sollen“. Was „richtig“ ist, ist moralisch, gewissenhaft und gültig zu rechtfertigen. Was falsch ist, ist gewissenlos und unverantwortlich. Wir werden dies nun ontologisch untersuchen.

Beginnen wir mit einer Aussage von Max Scheler, dem Phänomenologen der Werte. „Sollen, sich auf eine Pflicht beziehen ist, war immer, eine Anrede, die von einem Sein ausgeht und an ein Sein gerichtet ist, das Willen besitzt und Einsichten hat.“ (A. Brunner, *Die Grundfragen der Philosophie* , Freiburg, 1949-3, 78).

Scheler spricht so, als ob Angesprochenwerden erst dann stattfindet, wenn wir mit dem „Sein“ – stets zu verstehen: der „Realität“ – konfrontiert werden. – Die folgende Analyse kann dies verdeutlichen.

Die Realität als Realität respektieren.

Wir haben gesehen (EDM 33), dass „Sein“ sowohl das tatsächliche Sein (Existenz) als auch die Seinsweise (Essenz) umfasst. – Dieses Paar „Existenz (Fakt) / Essenz (Struktur eines Fakts)“ sollte so verstanden werden, wie es ist. Zumindest anfänglich, nämlich wenn die Realität als gegeben (= als real) in unser Bewusstsein tritt: Danach reagiert der freie Mensch darauf gemäß seinen individuellen Voraussetzungen, ganz natürlich.

Wir drücken dies in Sätzen aus, die, wie wir später sehen werden, die unhinterfragte Voraussetzung sowohl der traditionellen Logik als auch der mathematisierten Logik (Logistik) darstellen, nämlich „alles, was ist, ist“ und „alles, was so ist, ist so“.

Ein Positivist wie Auguste Comte (1798–1857; EDM 35) lehrte jede Fachwissenschaft „Ehrfurcht vor den Tatsachen und ihrer Struktur“. Ein Hermeneutiker wie Martin Heidegger (1889–1976; EDM 15) lehrte möglichst viele Menschen, „das Sein sich selbst sein zu lassen“. – Diese Tatsache (EDM 17) ist phänomenal.

Doch was offenbart sich, wenn wir die Prämisse dieser offenkundigen Tatsache – beispielsweise die Grundlage aller wissenschaftlichen Strenge – genauer untersuchen? Rational betrachtet (EDM 18) stoßen wir dabei auf eine respektvolle Haltung in uns.

Eine Ehrfurcht, die uns tief in unserer Seele über das wahre Wesen all dessen, was Wirklichkeit ist, aufklärt. – Soviel zum Thema – zu uns selbst.

Doch was offenbart sich – rational betrachtet – diesmal noch von der Seite des Objekts aus? So etwas wie eine Unverletzlichkeit, die im Gegebenen, im „Sein“, in der Realität selbst wirkt.

Alles, was heilig ist, ist an sich unmittelbar unantastbar. Alles, was unantastbar ist, ist unmittelbar heilig. Man kann diese beiden Begriffe inhaltlich nicht trennen.

Um es mit einem von einigen Rotorianischen Primitiven entlehnten Begriff zu sagen: „Tabu“. Kurz und verständlich ausgedrückt: Die Realität, als Fakt und als Seinsweise, gebietet einen substanziellen, minimalen Respekt; sie ist – an sich – der Verehrung würdig.

Das Gegenmodell.

Angenommen, Sie begegnen jemandem, der die selbstverständlichen Wahrheiten leugnet. Dann sagen die Leute: „Er leugnet das Sonnenlicht.“ Da die Sonne ein Phänomen ist, das jedem direkt zuteilwird, ist es skrupellos, sie zu leugnen.

Freudsch: die Beweiskraft entweder unbewusst oder bewusst zu unterdrücken.

Unsere flämischen Leute sagen: „Er/Sie will nicht, dass es bekannt wird.“ Das deutet auf einen Mangel an Gewissen hin.

Solche Menschen verzerren die Realität; sie werden ihr nicht gerecht. Sie missachten die (offensichtliche) Wirklichkeit. Sie lassen die Ehrfurcht gebietende Kraft der Dinge nicht zum Vorschein kommen.

Die ontologische Ehre.

Ehrfurcht vor den Tatsachen (Comte), das Sein so annehmen, wie es ist (Heidegger) – darin liegt die Ehre eines ehrlich denkenden Menschen. Ehrlichkeit wird in dem, was wir vom Subjekt beschreiben, teilweise

priorisiert. Ein ehrlicher Mensch gründet seine Ehre darauf, mit der Realität umgehen zu können. Selbst wenn sie sich als „negativ“ erweist (EDM 57) – bis hin zur radikalen Enttäuschung unserer Lustgefühle.

Der Enttäuschte kann sich dem nicht entziehen: Er wird mit dem heiligen Wesen des Seins konfrontiert. Das Gegenmodell wies darauf hin: Wer aus Eitelkeit – einem falschen Ehrgefühl – ein Verbrechen begeht, empfindet im Grunde Schuldgefühle. Denn er hat versagt. Er entsprach nicht dem geforderten Standard. – Etwas, das *Paul Diel in *Psychologie curative et médecine**, *Neuchel*, 1968, S. 133/151 (* *La vanité* *), ausführlich darlegte.

EDM60

Abschweifung.

Die „unwirkliche“ Person. – Das liegt an Hegel, der von „wirklich/unwirklich“ sprach.

Demnach war die französische Monarchie in seiner dialektischen Interpretation Ende des 18. Jahrhunderts „unwirklich“ und somit „ungerechtfertigt“ geworden. Die Französische Revolution habe sie dann „gerechtfertigt“. – So sagen wir von einem Schulleiter, wenn er seinen Pflichten nicht mehr nachkommen kann, beispielsweise aufgrund vorzeitiger Alterserscheinungen: Er sei „unwirklich“ geworden und sein Verbleib im Amt sei nicht mehr „vernünftig“ (vernünftigerweise vertretbar) – wie Hegel sagen würde.

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass das Gegensatzpaar „Erscheinung/Wirklichkeit“ hier angebracht ist. Eine scheinbare oder illusorische Wirklichkeit ist nicht (mehr) die Wirklichkeit, mit der sie verwechselt werden kann. Als „Zeichen“ für sie weist sie jedoch so auf sie hin, dass man – wenn man nicht genau hinsieht – Erscheinung und Wirklichkeit verwechseln kann.

Eitelkeit.

P. Diel untersucht in dem bereits erwähnten Werk (S. 133 ff.) genauer, was wir gemeinhin als „Eitelkeit“ bezeichnen. Anders als

beispielsweise Freud sieht er darin den wahren Kern psychischer Störungen. Diese Störungen haben jedoch eine ontologische Dimension. Betrachten wir dies genauer.

A. Objektive und subjektive Eitelkeit .

(1).-- Objektive Eitelkeit.

In Anlehnung an Hegel haben wir soeben zwei Beispiele objektiver Eitelkeit betrachtet. Etwas – eine Institution, eine Person – ist insofern „eitel“, als es unbedeutend, ja nicht existent ist, ungeachtet des gegenteiligen Anscheins. Es ist „nichts“ (*EDM 50: nihil negativum oder vor allem privativum*), obwohl es den Anschein von „etwas“ erweckt. – Etwas zu vereiteln bedeutet, es unwirklich zu machen. Es auf nichts zu reduzieren.

(2) Subjektive Eitelkeit.

Selbstüberschätzung, Selbstzufriedenheit, Narzissmus, Arroganz, Stolz usw. sind – nach dem Psychologen Diel – die beobachtbaren Phänomene (*EDM 17*) dessen, was rationalerweise (*EDM 18*) als Bedingung der Möglichkeit desselben angenommen werden muss, nämlich die Tatsache, dass jemand eitel ist.

In diesem Fall identifiziert man sich mit einem Erscheinungsbild, das nicht der subjektiven, individuellen Realität entspricht, ohne dies jedoch anzuerkennen. Man legt Wert darauf, etwas vorzutäuschen, was man nicht ist. Das ist letztlich ein falsches Ehrgefühl.

Was veranlasst Diel zu dem Schluss, dass Introspektion oder Selbstbeobachtung

EDM61

Eine reflexive oder schleifenförmige Wahrnehmung – genau darin liegt ihre große Gefahr. Man blendet die eigene Realität, das eitle Ehrgefühl, aus, um in einer nutzlosen Selbstbetrachtung zu verharren. Platonisch gesprochen: „para.frosune“, ein wahnhaftes Denken, das über die Realität hinausdenkt, aufgrund unbewusster Verdrängung und/oder bewusster Unterdrückung derselben.

b.-- *Neurose und Zynismus.*

Gemäß Diel, oc, 163/166 (*la nervosité*), 162/163 (*la banalisation*) – wir interpretieren dies im platonischen Sinne. Platon teilt in mehreren Dialogen das tatsächliche menschliche Verhalten in drei Typen ein.

(i) das große Monster.

Trägheit (in Form von Schläfrigkeit und Faulheit), die Lust auf Alkohol, Sex und das Streben nach Bereicherung bilden zusammen „das große Monster“ im menschlichen Verhalten.

(ii) der kleinere Löwe.

Der Löwe gilt als stolzes, ehrenbewusstes Tier. Der kleinere Löwe in unserem Leben ist unser ehrgeiziges Verhalten.

(iii) der kleine Mann.

Dies ist unser Verhalten, insofern es aus einem Realitätssinn entspringt, der als „nous“, Intellectus, Geist (= Verstand, Vernunft, -- Wille und Geist) bezeichnet wird.

b.1.-- *Der Neurotiker/Neurotische.*

Im Französischen sagt man „le nerveux“ oder „la nerveuse“. Tatsächlich zeigt das Verhalten des Neurotikers eine große, unstillbare Nervosität jeglicher Art, die der Normale nicht besitzt. Laut Dielianischer Analyse scheint er sich insbesondere gegenüber dem „großen Monster“ so sehr zu schämen (sich seiner Ehre bewusst zu sein), dass sein gesamtes Innenleben davon verdorben wird: Man wagt es schlichtweg nicht, sich selbst als „großes Monster“ zu bezeichnen. Doch tief im Inneren weiß man sehr wohl, dass man ein „großes Monster“ ist (ja, sogar ein großer Löwe). So eitel ist man.

Eine Folge davon: Von Anfang an schämt sich der Neurotiker vor seinen Mitmenschen, die ihn sofort durchschauen. „Was werden sie von mir denken?“ Die menschliche Perspektive – im Französischen „respect humain“ – beeinflusst das Verhalten mit.

b 2 -- *Der Zyniker.*

Laut Diel liegt der Schamlose zwar im selben Bett, ist aber anders krank. – Trägheit, der Drang zu essen und zu trinken, Sex, das Streben nach Bereicherung und Eitelkeit (ein übertriebenes Ehrgefühl) – Dinge, die wir – laut Platon – in unseren tiefen Träumen schamlos wiedererleben – werden eindeutig als Lebensziel („Planung“) priorisiert. Der Zynismus bezeichnet den „Schamlosen“ als ein „großes Monster“ und vor allem als einen „kleineren Löwen“.

EDM62

gegen jegliches Realitätsgefühl („Geist“). Strenger ausgedrückt: sowohl das große Ungeheuer als auch, vor allem, der kleinere Löwe.

(i) ihre Identität (das, was sie sind) bestätigen,

(ii) dies fortsetzen

(iii) gegen jedes Hindernis. „Sollen sie doch denken, was sie wollen, was sie von mir denken.“

Zynisches Verhalten besteht – laut Diel – darin, seine Mitmenschen zu täuschen, während man – gerissen – die Strafen umgeht, die sich beispielsweise aus einer bestimmten öffentlichen Meinung ergeben. (...). Erfolg in den Augen der Außenwelt ist das einzige Ziel im Leben (...). (Oc, 163). Gerissenheit, ja, aber – laut Diel – auch Gewalt sind „Mittel“, die durch das absolutierte Ziel gerechtfertigt werden.

Im tiefsten Inneren der Seele des Zynikers fehlt jegliches menschliche Verständnis. Dennoch handelt der Zyniker so, als ob er aus einer menschlichen Perspektive heraus handelte.

Zum Vergleich: Wenn Neurose ein Zeichen überempfindlichen Ehrgefühls ist, so ist Zynismus ein Zeichen von Ehrlosigkeit in Bezug auf ethische Werte. Der Zyniker ist jedoch sehr empfindlich, wenn es um Selbstbestätigung geht – er ist durchsetzungsstark, bestrebt, sich zu behaupten und seinen Platz einzunehmen. Er oder sie ist letztlich eitel.

b.3.-- Dandytum.

Der Dandy – ein kulturelles Phänomen seit dem 19. Jahrhundert – ist eine Mischung aus Neurose (Scham) und Zynismus (Freiheit von

Scham). Durch Kleidung und aristokratische Attitüde verbirgt der Dandy seine Scham; indem er bis zur Skrupellosigkeit geht, behauptet er sich. So etwas ist doppelt „unwirklich“:

a. Hinter dem aristokratischen Äußeren verbirgt sich eine ganz und gar nicht aristokratische Seele (nichts);

b. Hinter dem schamlosen Verhalten verbirgt sich die völlige Gewissenslosigkeit. Der Respekt vor der wahren Wirklichkeit als solcher ist verschwunden.

Richtig/falsch.

Bibliothek Straße: A. Brunner, SJ, *Die Grundfragen der Philosophie*, Freiburg, 1949-3, 271.-- Der Autor versucht auf einfache Weise zu klären, was „Recht“ ist.

Anmerkung – Die Moderne und, mindestens ebenso sehr, die Postmoderne (EDM 39ff.) stehen und fallen mit den folgenden „Rechten“.

i. „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen (27.08.1789; die französischen Revolutionäre).

ii. „Déclaration des droits de la 'femme et de la citoyenne (1791; Olympe de Gouges).

iii. Internationale Erklärung der Menschenrechte (10.12.1948; UN).
iv. Erklärung über die Rechte des Kindes (20.11.1959; UN).

EDM63

Laut Brunner liegt die Grundlage in der dem Menschen innewohnenden Natur als freiem Wesen, das an die Heiligkeit des Seins gebunden ist. Der Mensch sollte die „moralische Ordnung“ erkennen. Allerdings ist der Mensch von seiner Umwelt abhängig.

Ergebnis:

a. Der Mensch ist verpflichtet, gewissenhaft zu handeln.

b. aber innerhalb einer bestimmten Gesellschaft (sozialer Charakter)..

Brunner: Jeder Mensch muss über die Mittel verfügen, um dieses hohe moralische Ziel zu erreichen. Als ethisches Wesen ist ihm das

Recht auf die tatsächliche Verfügung über die notwendigen oder nützlichen Mittel gegeben. Sein diesbezügliches „Recht“ – dieser Anspruch – wird zur „Pflicht“ gegenüber seinen Mitmenschen. Jeder Mitmensch ist grundsätzlich verpflichtet, dies nicht zu behindern.

Schlussfolgerung. – Jeder Mensch besitzt klar definierte, unverletzliche, „heilige“ Rechte, die den Anspruch auf das Notwendige oder Nützliche legitimieren.

Notiz-- Ethik/Rechtstheorie.

Manche Denker erwecken den Eindruck, gewissenhaftes Handeln sei lediglich eine Frage gesellschaftlicher Legitimation: Sie machen Moralphilosophie und Ethik zu einem Bestandteil der Rechtstheorie (als ob die Gemeinschaft die Grundlage der Moral bildete). Nein, „Recht“ ist eine Ausprägung von „Gewissen“. Daher ist wahres Recht im Gewissen begründet und im Gewissen durchsetzbar.

Anwendbares Modell

Das eben Gesagte klingt theoretisch. Doch betrachten wir einmal einen Lehrer. Dieser Lehrer ist verpflichtet, Schüler zu formen, „wenn es eine Pflicht ist, dann ist es – gegenüber seinen Mitmenschen – ein Recht“. Insofern ein Lehrer die Pflicht hat, seine Aufgabe in der Gesellschaft zu erfüllen, hat er das Recht auf alle Mittel (oder besser: alle Aspekte), die zu diesem Zweck notwendig sind. Dazu gehört beispielsweise die grundlegende Unterstützung der Eltern. Bedenken Sie die Autoritätsposition des Lehrers, die im Verhältnis zu den Schülern unerlässlich ist, die alles andere als nur den Wunsch zeigen, geformt zu werden.

Übrigens: In der Seele des Kindes überwiegt das Lustgefühl wiederholt das Realitätsprinzip (EDM 56; Freud).

Gegenmodell . -- Misarchie (Nietzsche).

„Misarchie“ (von griechisch „miseo“, ich verachte; von griechisch „archia“, Autorität) bezeichnet Verachtung gegenüber Autorität. Ein Phänomen, das in unserer Zeit der „Konflikte“ gar nicht so selten ist; im Gegenteil: Viele Lehrer leiden sehr darunter.

Mehr noch: in den Augen von:

(i) Blinde, die kein Verständnis für die Notwendigkeit einer autoritären Atmosphäre im Klassenzimmer zeigen, und

(ii) Für anarchistische Zeitgenossen (die einer Ideologie anhängen) scheint der Lehrer so ziemlich der einzige Mensch zu sein, der keine Rechte, sondern nur Pflichten hat. Sie untergraben die Atmosphäre – ob subversiv oder nicht. Dadurch entrechteten sie natürlich den Lehrer, übersehen aber, dass sie damit unmittelbar auch die Schüler entrechteten, die ebenfalls ein Recht auf Bildung haben. Denn als zukünftige Erwachsene in einer entwickelten Gesellschaft haben diese gegenwärtige und zukünftige Pflichten.

Fazit. – Der heilige Charakter des Seins, der Wirklichkeit, ist keine rein theoretische Angelegenheit. Jeden Augenblick unseres Lebens leben wir in der Wirklichkeit – nicht in Illusion oder im Nichts.

Entsakralisierung (Entweihung).

Die zynische Natur beispielsweise der antiken Protosophistik (450–350 v. Chr.; eine nihilistische Kulturströmung in der griechischen Welt) und etwa des modernen aufgeklärten Rationalismus (EDM 40; „zynische Vernunft“) hat dazu geführt, dass das Bewusstsein für den unantastbaren oder „heiligen“ Charakter alles Existierenden, in seiner Existenz (Faktizität) und seinem Wesen (Seinsweise), geschwunden ist. In diesem Klima ist eine gesunde Ontologie unerlässlich, eine, die trotz der vorherrschenden Zeitströmung den Mut aufbringt, das Unantastbare in allem Existierenden zu erörtern.

Anmerkung: Viele moderne Denker verwechseln „Säkularisierung“ mit Entweihung.

Streng genommen bedeutet „Säkularisierung“, dass das, was zuvor Eigentum oder Privileg einer bestimmten Geistlichkeit war – man denke an die jüdischen Rabbiner und Schriftgelehrten, den christlichen Klerus (der im Laufe des Mittelalters immer mehr Rechte und Privilegien

anhäufte), die islamischen Ayatollahs (mit ihrer enormen spirituellen Stellung) –, auf die Laien übertragen wird. Dies läuft auf eine Versäkularisierung hinaus.

Säkularisierung ist daher in erster Linie ein soziales Ereignis. – Wir sprechen hier jedoch nicht über Resozialisierung, sondern über die Sakralität der Wirklichkeit als Wirklichkeit.

Wenn Säkularisierung jemals „legitim“ war, dann deshalb, weil ein Geistlicher ein Unrecht begangen und die unverletzlichen Rechte der anderen Mitglieder der von ihm geführten Gesellschaft verletzt hatte.

EDM65

10. Ontologische Urteile sind transzendente Urteile. (65/71)

Wir befinden uns im Prozess der „Gründung“ der Denktheorie und der Methodentheorie, wie bereits erwähnt, EDM 28 .

Der zweite Punkt in diesem Zusammenhang ist die Urteilstheorie. Nach der Begriffstheorie entwickelt die klassische Logik eine Urteilstheorie (Aussage, „Proposition“, Satz).

1.--- Allgemeine Urteilstheorie.

Ch. Lahr sagt in *Logique*, S. 501: „Das Urteil besteht darin, etwas über etwas auszusagen – „kategorein ti tinou“ (in aristotelischer Terminologie). Wenn wir sagen: ‚Es ist ein heißer Sommer‘, dann entdecken wir nach Lahr zwei oder mehr Begriffe – hier: ‚Sommer‘ und ‚heiß‘ – und eine Aussage darüber. Das, worüber man etwas aussagt, ist das Subjekt, und das, worüber man aussagt, ist das Prädikat. – So immer Lahr.“

Im angegebenen Satz ist „Es“ das vorläufige Subjekt, das den „Sommer“ vorwegnimmt.

Platon . -- Bibl. st :

-- A. Gödeckemeyer, *Platon* , München 1922, 127f.;

-- JB Rieffert, *Logik (Eine Kritik an der Geschichte ihrer Idee)* , in: M. Dessoir, Hrsg., *Lehrbuch der Philosophie* , II (*Die Philosophie in ihren Einzelgebieten*), Berlin, 1925, 27.

Platon war bereits zu dem Schluss gekommen, dass alles Denken folgendermaßen abläuft:

(i) eines Subjekts - 'onoma' (wörtlich: Name), Substantiv

(ii) Es wird ein Ausspruch behauptet, wobei der Ausspruch 'rhèma' als verbum bezeichnet wird.

(1) Stimmt das Prädikat mit dem Subjekt überein, so handelt es sich um einen Aussagesatz.

(2) Wenn es nicht passt, dann ist dies ein negativer Satz.

Alles vollständige Denken ist daher ein Urteilen.

Notiz -- O. Willmann, *Abriss*, 52ff. (*Die einfachen Denkformen: Begriff, und Urteil*), 72ff. (Urteilklassen), 80ff. (*Das Urteil als Form des diskursiven Denkens*) macht dabei deutlich, dass Platon, wenn er behauptet, alles Denken sei Urteilen, sich auf rein diskursives Denken bezieht, bei dem intuitives Denken vorausgesetzt wird.

Unser Denken ist intuitiv (im intellektuellen Sinne „wahrnehmend“), wenn es Begriffe erfasst. Es ist diskursiv, wenn es Begriffe untereinander in einem „Diskurs“, wörtlich „Auslegung“, erläutert. Deshalb spielen in der traditionellen Logik Begriffe als Intuitionen zunächst eine Rolle.

EDM66

Der Vorschlag.

So wie Begriffe ausgedrückt werden, so werden auch Urteile und Sätze (Aussagen, Propositionen) verbalisiert: Der Urteilssatz (korrekte Übersetzung von „Proposition“) ist die Verbalisierung eines Urteils. Das verbalisierte Urteil besteht aus mindestens zwei Begriffen (EDM 29) und einer Aussage (Behauptung) über deren Beziehung.

Identischer Charakter.

Vgl. EDM 24v., wo sich bereits auf Seite 25 eine Reihe von Beispielen finden. Ein Urteil drückt entweder eine totale oder tautologische Identität oder eine partielle oder analogische Identität aus.

A.-- Totale Identität .

Betrachten wir „a ist a“ (logistisch: „wenn a, dann a“). Das erste „a“ ist das Subjekt (Ursprung); das zweite „a“ ist das Prädikat (Modell). Die Beziehung ist hier reflexiv (= schleifenförmig): a wird mit sich selbst verglichen und erzwingt den Schluss – das Urteil –, dass „a ist a“.

Anmerkung: Eine Definition des Wesens ähnelt dieser. „Der Mensch ist ein Lebewesen mit Geist“ definiert (beschreibt das Wesen des) Menschen. Beachten Sie die Umkehrbarkeit: „Ein Lebewesen mit Geist ist ein Mensch.“

B.-- Partielle Identität .

Betrachten wir nun ein analoges Urteil: „Jan kommt gerade nach Hause.“ Subjekt „Jan“ (Original); Prädikat „kommt gerade nach Hause“ (Modell). Wir erhalten eine Repräsentation (= Information) des unbekannten „Jan“ durch das bekannte „kommt gerade nach Hause“.

Hier geht es nicht um Umkehrbarkeit wie bei tautologischen oder definitorischen Urteilen. Sagen Sie also nicht: „Wer auch immer gerade nach Hause gekommen ist, ist Jan“, denn es gibt viele Menschen, die in einem bestimmten Moment „gerade nach Hause gekommen“ sind! – Dies bezieht sich natürlich auf bejahende Urteile.

Anmerkung: Wie O. Willmann in *Abriss der Phil.*, Wien, 1959-5, S. 59, ausführt, unterschieden die alten Griechen zwischen „logos apophantikos“, Behauptung (im Sinne einer deklarativen, beschreibenden Behauptung), und „logos sèmantikos“: mehr als nur ein deklarativer Sinn.

Ein Gebet, ein Befehl, ein Wunsch usw. sind „semantische“ Äußerungen (semantisch im altgriechischen Sinne).

Das Urteil ist eine Interpretation.

P. Ricoeur, *Le conflit des interprétations* (*Essais herméneutiques*), Paris, 1969, 8, betont, dass Aristoteles das Urteil als „hermeneia“, interpretatio, Interpretation (Bedeutung) betrachtet. „Dans la mesure même ou (le jugement) dit quelque selected de quelque selected“ (sofern das Urteil etwas über etwas aussagt). Der Titel der Urteilslehre: „peri hermeneias“, über interprete).-- Was ist die Prämisse davon?

Der modelltheoretische Charakter des Urteils.

Die Aufgabe besteht darin, etwas (ein Gegebenes) zu identifizieren und seine (vollständige oder teilweise) Identität zu bestimmen. Das Identifizierte ist das Unbekannte oder das Ursprüngliche. Es dient als Gegenstand der Beurteilung.

Zur Identifizierung greift man auf bekannte Daten (Informationen) oder Modelle zurück. Diese fungieren als Prädikate in einem Satz.

Anwendungsbeispiel . – „Jener Berg dort in den Alpen ist mehr als viertausend Meter hoch.“ Das Unbekannte, wenn man Information vermitteln will, ist „jener Berg dort in den Alpen“. Das Modell, das Bekannte, ist das Messmodell – hier der Meter. Um diesen Berg in seiner Identität zu spezifizieren, sage ich dann: „ist mehr als viertausend Meter hoch.“ Mit anderen Worten: Ich spreche über das Subjekt in Bezug auf das Prädikat. Aber so etwas ist ein Hinweisen, ein Interpretieren. Aristoteles erkannte dies richtig.

Der vergleichende Charakter des Urteils.

Der interpretative Charakter des Urteils wird noch deutlicher, wenn man erkennt, dass der Richter die vergleichende Methode anwendet – bewusst (in der Regel) oder unbewusst. Vgl. *Ch. Lahr, Logique* , 226s. (*Le jugement et la comparaison*).

(1).-- *Alle Denker* ...

Man räumt ein, dass ein Teil der Urteile, nämlich die wohlüberlegten, auf einem Vergleich beruht. Genauer gesagt: Das Original wird mit dem Modell verglichen, und man entscheidet über Identität (bejahend) oder Nicht-Identität (negativ).

(2).-- *Nicht alle Denker* ...

bestätigen, dass selbst unüberlegte (spontane) Urteile unausgesprochen dem Vergleich Priorität einräumen.

a. Thomas Reid (1710/1796; führende Figur der antirationalistischen Common-Sense-Philosophie), Victor Cousin (1792/1867; eklektischer Denker) und andere behaupten, dass schlecht durchdachte Urteile einen Vergleich von Begriffen erst im Nachhinein ermöglichen.

Sätze wie „Ich existiere“, „Ich leide“, „Es ist kalt“ oder „Der Schnee ist weiß“ entstehen, bevor die Person, die sie denkt oder spricht, darüber nachdenkt. Etwa so: „Ich im Vergleich zu ‚Existenz‘: Daraus folgt, dass ich existiere.“ Oder: „Das Wetter im Vergleich zu ‚Kälte‘: Daraus folgt, dass es kalt ist.“

Hierbei wird explizites Vergleichen mit jeglichem Vergleich gleichgesetzt, einschließlich nicht-expliziter, intuitiver Vergleiche ohne diskursives Denken.

EDM98

b. – Aristoteles und eine ganze Reihe antiker Denker,

-- *Antoine Arnauld* (le Grand; 1612/1694) und *Pierre Nicole* (1625/1695), die Autoren von *Logique ou Art de Penser* (1562; ein Werk im Geiste von R. Descartes),

-- John Locke (1632/1704; der Begründer der englischen Aufklärung (vgl. EDM 40 , 41)),

-- Paul Janet (1823–1899; spiritistischer Philosoph)

Sie alle behaupten, dass selbst unüberlegte Urteile vergleichsweise begründet sind. Locke sagt: „Ein Urteil ist die Empfindung einer Beziehung, sei es des Zusammenpassens oder des Nicht-Zusammenpassens.“

Anmerkung: – Bejahende oder verneinende Urteile über zwei „Ideen“ (Bewusstseinsinhalte), die bereits wahrgenommen und miteinander verglichen wurden.

Anmerkung: -- Alles steht und fällt mit der Unterscheidung, ohne Trennung, zwischen intuitivem und diskursivem Vergleich, zwischen „Verstehen“ und „Vernunft“.

Anzahl (Umfang) der Urteile.

Lesen wir nun EDM 30 (*Konzeptbereiche*) erneut. – Ausgangspunkt ist das Thema.

a. Es ist beispielsweise transzendent. – „Sein ist sowohl Existenz als auch Wesen“ (EDM 31: *Die Transzendentalien als Subjekt*). eines Satzes; 33v).

b. Das Subjekt kann kategorisch sein.

i. „Es wurde genau ein Vogel beobachtet“ (Singular, Individuum, einzigartig).

ii. Einige Vögel zeigen eine Periode der Migration“ (privat).

iii. „Alle Vögel haben definitionsgemäß Flügel“ (universell, allgemein).

Qualität (Inhalt) der Urteile .

Wie bereits erwähnt, gibt es entweder bejahende oder verneinende Beurteilungen hinsichtlich der vollständigen oder teilweisen Identität.

Anwendbares Modell. -- JH Walgrave, *Ist das Christentum ein Humanismus ?* In: *Cultuurleven* 1974: 2 (Februar), 147/156.

Laut dem Fragesteller gibt es, logisch betrachtet, drei mögliche Antworten auf diese Frage.

(1) Das Christentum ist Humanismus. – Was bedeutet: „Das gesamte Christentum ist ...“? Bejahend und universell.

(2) Das Christentum ist kein Humanismus. Es leugnet und ist nicht universal.

(3) Das Christentum ist in gewissem Sinne ein Humanismus, in anderem Sinne nicht. Teils negativ, teils affirmativ und universal.

In Walgraves Worten: Ein „Spruch“ (= Urteil) kann:

1. Bejahend (bestätigend),

2. Negativ (Verneinung) oder

3. Restriktiv sein (vorbehaltlich Vorbehalte).

Anmerkung: Sowohl Subjekt als auch Prädikat lassen mehrere Interpretationen zu. Die säkularistische bzw. entsakralisierende Interpretation des Christentums wird die Frage bejahen, während die sakralistische Interpretation eher verneinen wird.

II.--- Ontologische Urteilstheorie.

Wir etablieren die Logik und ihre Anwendungen. Dabei spielen die sogenannten Seinsgesetze oder Realitätsgesetze die Rolle von Voraussetzungen allumfassender oder transzendentaler Natur.

Parmenides (EDM 08, 11, 28), der Eleate, erwähnt bereits in seinem *Lehrgedicht* (8/16) das zweite ontologische Gesetz des Dilemmas (logischer Scheideweg): „Es ist oder es ist nicht“ (gemeint ist: Es gibt keine dritte Möglichkeit). Dies wurde später als Widerspruchsprinzip interpretiert.

Parmenides erkannte früh, dass die Realität von rechtmäßigen Axiomen (Voraussetzungen) bestimmt wird, die so universell und allgemein gültig sind, dass alle Aussagen sie voraussetzen.

II. 1.-- Die Identität oder das Identitätsgesetz.

„Selbstidentität“ ist Identität (denken Sie an einen „Selbstidentitätsausweis“), wobei „Selbstidentität“ bedeutet, dass etwas mit sich selbst, als Ganzes und in Gänze, übereinstimmt.

A.-- Der Inhalt.

Selbst Logiker und Logistiker, die jeglichen Vorrang der Ontologie (fälschlicherweise interpretiert) ablehnen, akzeptieren dennoch deren traditionelles Prinzip: „Sein ist Sein“. Oder anders ausgedrückt: „Was ist, ist.“

Vgl. EDM 58. – Platon legt in seinem Dialog *Sophistès* 254d dem Fremden „Auto d'heautoi tauton“ in den Mund. Das bedeutet so viel wie: „Alles ist, insofern es mit sich selbst verglichen wird, dasselbe (identisch).“

Jüngst konnte man mit G. Jacobi sagen: „Jede Wirklichkeit (jedes Sein) ist vollkommen identisch mit sich selbst, d. h. sie stimmt vollständig mit sich selbst überein.“ Dies bezeichnet die Wesensform (EDM 31), also das, wodurch sich etwas vom Übrigen unterscheidbar (diskriminierend) macht – während es sich selbst nicht unterscheidbar macht. Etwas ist letztlich es selbst und nicht etwas anderes.

Anmerkung: Als Tautologie formuliert, klingt es wie „A ist A“. Mathematisch interpretiert bedeutet es: „A ist äquivalent zu (= gleich) A“.

Gegenmodell: Stellen wir uns vor, dass – aufgrund einer absurden Annahme – „A“ auf irgendeine trügerische Weise dennoch nicht „A“ sein könnte; dann kann der Logiker, Logistiker oder Mathematiker keinen einzigen Begriff mehr formulieren, kein einziges Urteil mehr fällen! Schließlich ist ein Zustand entstanden, in dem alles in jedem Augenblick etwas anderes sein kann als es selbst. Nichts besitzt mehr eine unverfälschte Identität. – Was absurd ist, absurd.

EDM70

B.-- Das Ausmaß.

Das Subjekt des Identitätsgesetzes ist das „Sein, das, was ist“. Nun, das ist transzendent (allumfassend). Jedes kategoriale Subjekt – was immer es auch sein mag – ist eine Anwendung davon. Wenn ich sage: „Eine Tatsache ist eine Tatsache“ (zum Beispiel im Sinne von A. Comte), ist diese Aussage genau eine Anwendung.

II. 2.-- Das Gesetz des Widerspruchs.

Wir sind soeben dem Konsistenzprinzip (EDM 69) bei Parmenides begegnet: „Was ist, kann nicht gleichzeitig (und aus demselben Blickwinkel) nicht sein.“ Oder: „Sein und Nichtsein können nicht gleichzeitig bejaht werden.“

Hinweis: Um diese grundlegende Aussage richtig zu verstehen, sollte man kurz die Negation betrachten.

D. Mercier, *Logique*, Louvain/Paris, 1922-7, 107s., fasst dies wie folgt zusammen.

A. Negative Verneinung.

Vgl. EDM 50 (*nil negativum*). – Drei Typen.

i. Widersprüchliche Negation:

„weiß/nicht-weiß“, „rechtmäßig/rechtswidrig“ usw. – Die absolute Form davon: „Sein/Nichtsein“. Dem Realen als dem Realen steht das

radikale Irreale, das absolute „Nichts“. – Diese Form der Negation ist es, die dem Widerspruchsprinzip zugrunde liegt.

ii. Umgekehrte Negation:

„weiß/nicht-weiß“: aber jetzt als die Extreme einer Reihe von Farben, klassifiziert nach der Komplementarität (Dichotomie) „weiß/rot“ („Weiß ist nicht rot“, zum Beispiel).

iii . Korrelative Negation:

„Mutter/Tochter“ („Die Mutter ist nicht die Tochter“, obwohl es ohne Mutter keine Tochter gibt).

B. Private Verneinung.

Vgl. EDM 50 (*nihil privativum*).-- „Diese Dame sieht nicht“ (normalerweise sieht sie sehr wohl, aber ihr wird etwas vorenthalten, das sie haben sollte).

Damit endet eine kurze Typologie der Negative.

Das Widerspruchsprinzip ist das Urdilemma: Alle Dilemmata sind nichts anderes als eine Anwendung dieses allumfassenden Prinzips. Vernunft: Sein ist absolut; außerhalb dessen existiert absolut nichts.

Anmerkung – Vorsicht vor rhetorischen Figuren. – „Diese Wand ist weiß und doch nicht weiß“ bedeutet praktisch, dass ihre ursprüngliche weiße Farbe Jahre nach dem Überstreichen „fragwürdig“ geworden ist und sie daher nur noch in einem unreinen Maße „weiß“ ist. Nicht mehr und nicht weniger. Solche Aussagen entsprechen vollkommen dem Widerspruchsprinzip. Sie sind eine „Statistik“, nämlich eine restriktive (EDM 68).

EDM 71

II.3.-- Das Gesetz über den Ausschluss von Drittparteien.

Dieses Gesetz ist im Wesentlichen eine Verfeinerung des zweiten Gesetzes: „Entweder etwas ist (so) oder es ist nicht (so)“. Im Lateinischen „aut“ (nicht „vel“): „Est, aut non est“ (Es ist oder es ist nicht (damit ist gemeint: Es gibt keine dritte Möglichkeit)). Das Subjekt „(so) Sein“ – das ursprüngliche – ist durch eine absolute Disjunktion (Trennung, Kluft) von seinem (sogenannten) Gegenmodell getrennt. Und zwar so, dass

kein alternatives Modell existiert. – Im Alltag: Es ist etwas oder es ist nichts, aber dann verstanden als „absolutes Nichts“.

Das Gesetz des Seins und das Heilige.

Lesen Sie EDM 58 (*das Heiligsein*) erneut. – Damit stehen wir vor der Prämisse einer logischen Ethik (Moral).

A. Das Modell.

Die Wirklichkeit als Wirklichkeit, als die, die „dort“ offenkundig ist, spricht zu uns wie eine höhere Instanz. Dabei spricht sie zu unserem Gewissen. Sie fordert Ehrfurcht vor dem Wirklichen und zugleich unsere Ehrlichkeit: „Sei so ehrlich mit dem Gegebenen und mit dir selbst als gewissenhaftes Wesen, dass du anerkennt: ‚Was ist, ist‘, ‚Was so ist, ist so‘, ‚Was nicht so ist, ist nicht so‘.“ usw.

Was ist, ist als gegeben unantastbar: Es mag geleugnet oder widerlegt werden (mangelnder Respekt und Ehrlichkeit), aber es darf weder geleugnet noch verletzt noch entweiht werden. Wir stehen vor einem fundamentalen Tabu.

Notiz-- EDM 11 (*Theologie*) lehrte uns, dass seit Parmenides alles Seiende göttlich ist. Auch Aristoteles erkennt dies an: Für ihn ist die Ontologie (die erste Philosophie) „theologikè“, eine theologische Wissenschaft.

In den Phänomenen (EDM 17), also in den unmittelbar gegebenen Dingen, kommt etwas von absoluter Ernsthaftigkeit zum Ausdruck, mit der man niemals leichtfertig umgehen darf. Doch das ist etwas Transempirisches (EDM 17).

Bei der rationalen Verarbeitung (EDM 18) dringt etwas Transrationales durch (EDM 18). Unser Denken wird, sofern es gewissenhaft und nicht „unwirklich“ (EDM 60), d. h. von der Realität entfremdet, durch „Paraphrosune“, Verdrängung und Unterdrückung, durch etwas kontrolliert, das über unser Denken hinausgeht („transzendiert“: „überwindet“, wie man auch sagt).

B. Das Gegenmodell.

Der Wunsch, dies nicht „gewusst“ zu haben. – Siehe *EDM 54* : Nihilismus. Siehe auch *EDM 60* : *Eitelkeit* . – Wir stellen fest, dass nicht jeder Mensch die Gesetze des Seins achtet.